

# UTOPIEKreativ

Diskussion sozialistischer Alternativen

211 · Mai 2008

Monatliche Publikation,  
herausgegeben von der  
Rosa-Luxemburg-Stiftung

## *aus dem Inhalt*

VorSatz	387
Essay	
EFFI BÖHLKE Auf den Spuren von Simone de Beauvoir. Impressionen aus Paris	339
Historisch-kritisches Wörterbuch	
FRIGGA HAUG Kampagne. Ein HKWM-Stichwort	399
Gesellschaft: Analysen & Alternativen	
JÖRG BECKER Massenmedien, Migration und positive Differenz	443

# Gastkolumne

*Der Fortschritt ist die Verwirklichung von Utopien. Das jedenfalls glaubte Oscar Wilde und schrieb diesen Satz 1891 in »The Soul Of Man Under Socialism«. Dabei meinte er einen anderen Fortschritt als den, wie er heute verstanden wird. Das heutige Fortschrittsdenken umkreist beständig das magische Zentrum der Wirtschaft. Es gibt keinen Lebensbereich mehr, der nicht beeinflusst ist vom wirtschaftlichen Fortschritts- und Gewinnstreben. Da sind sich sicher alle einig. Aber es gibt einen Bereich, der nur begrenzt rein monetär ausgerichtet werden kann, weil eben auch seine Ressourcen begrenzt sind. Das ist der Bereich der Landwirtschaft. Darin sind sich viel zu wenig einig.*

*In Deutschland allein hängt jeder neunte Arbeitsplatz mit der Landwirtschaft zusammen. Also sowohl vor- als auch nachgelagerte Bereiche wie die Futtermittel-, Pflanzenschutz- und Düngemittelindustrie, die Agrartechnik, das Tourismusgewerbe und der riesige Koloss der Ernährungs- und Nahrungsmittelindustrie. Ebenso stark hängt die Landwirtschaft ab vom Klima, von der Tier- und Pflanzenartenvielfalt und von der Boden- und Wasserqualität. Diese Konstellation, wirtschaftliche versus ökologische Faktoren, kommt in keinem Wirtschaftszweig so vehement zum Tragen, wie in der Landwirtschaft. Und obwohl dies so ist, wird dem – wie in kaum einem anderen Wirtschaftsbereich – so wenig Rechnung getragen. Parteipolitisch genauso wie von Industrie, Handel und Gesellschaft.*

*Agrarpolitisch steht fest, die Landwirtschaft muss stark und wettbewerbsfähig sein. Dies ist kein neues Ziel dieser Bundesregierung. Das hehre Ziel, 20 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche im Jahre 2010 nachhaltig zu bewirtschaften ist ebenso eine Farce, wie das Ziel, Verbraucherinnen und Verbraucher transparent zu informieren. Tiere und Pflanzen sind Handelswaren – nicht mehr und nicht weniger. Immerhin ist allein die deutsche Ernährungsindustrie der viertgrößte Gewerbezweig hinter der Automobilindustrie, dem Maschinenbau und der Chemieindustrie. Dennoch beschränkten sich die großen agrarpolitischen Themen vergangener Jahre auf »Grüne Gentechnik«, Käfighaltung von Legehennen, Milchquote, erneuerbare Energien und nachwachsende Rohstoffe. Aktuell hinzugekommen ist nun noch die Debatte um die Bioenergieerzeugung und die Frage, was wichtiger ist, ein voller Tank oder der volle Teller. Doch die Bemühungen um Nachhaltigkeit und ökologisches Wirtschaften halten sich auffällig in Grenzen.*

*Die Einsicht, Ökologie nicht nur über schwindende Energiere Ressourcen, sondern über den gesamten Bereich landwirtschaftlicher Produktion und dem damit notwendigen Tier- und Artenschutz zu definieren,*

findet nur wenig Rückhalt. Doch die »Tiere am Fließband« sind, wenn gleich eine kapitalistische Erfindung, doch in ihrer dramatischen Realisierung auch ein Produkt realsozialistischer Produktionsbedingungen. Mit den geplanten Schweinemastanlagen, vor allem im Osten Deutschlands, wird nicht nur die alte Produktionsphilosophie wieder aufgegriffen, indem man alte Stallungen wieder verwendet. Das bedeutet Mastanlagen von bis zu 100 000 Schweinen. DIE LINKE hat damit vor Ort kaum Probleme. Schließlich geht es um Arbeitsplatzsicherung. Auch wenn nur unverhältnismäßig wenig von ihnen geschaffen werden können und im Gegenzug dazu viele Arbeitsplätze aus kleinen und mittelständischen Betrieben zerstört werden, dieses Argument ist gerade in verarmten und von hoher Arbeitslosigkeit gezeichneten Städten und Dörfern insbesondere ein wahltaktisches. Wie sonst ließe sich erklären, dass eine Schweinemastanlage mit 80 000 Tieren, wie die geplante im brandenburgischen Hassleben, mit gerade einmal 50 neuen Arbeitsplätzen auf keinerlei linken Widerstand stößt?

Inwieweit die gesamte Problematik landwirtschaftlicher Produktion nicht nur eine des Tierschutzes, sondern hinsichtlich des Ressourcenverbrauchs an Wasser, Nährstoffen und Boden, eben auch eine des Arten- bzw. Umweltschutzes ist, wird kaum ernsthaft debattiert. Traditionelle Nutzpflanzen- und Nutztierassen fallen der industrialisierten Landwirtschaft zum Opfer. Knapp ein Drittel der Nutztierassen sind bereits ausgestorben oder vom Aussterben bedroht. Doch nicht nur die, sondern auch Wildpflanzen und Wildtiere leiden unter intensiver Landwirtschaft.

Politisch relevant ist, was sich parteipolitisch gut »vermarkten« lässt. Das qualvolle, rituelle, betäubungslose Schlachten (Schächten) wird aus religiöser Rücksichtnahme dem ebenso qualvollen Geschehen in den Schlachthäusern, in denen mehr oder weniger betäubt wird, gegenübergestellt. Dieses Abwägen erschwert nicht nur einen Dialog zwischen den Befürwortern und Gegnern der Schächtpraxis, sondern unterbindet ihn bewusst. Denn während es kurzfristig unmöglich ist, dem Tierschutz zuträgliche Schlachtverfahren zu entwickeln und auch noch lukrativ zu machen, könnte das Schächten durch politische Entscheidungsgewalt sofort unterbunden werden. Mit Hilfe der anerkannten Elektrokurzzeitbetäubung, sogar religiös vertretbar.

Die lähmende Zurückhaltung der Linken in schwierigen Diskussionen (Atomkraftwerke, Gentechnik, Tierversuche usw.) führt programmatisch und in der politischen Arbeit vor Ort zu destruktiver Zurückhaltung. Bis heute ist unklar, welches Profil DIE LINKE hinsichtlich des Tier-, Arten- und Umweltschutzes hat. Das ist aus wahltaktischer Sicht dramatisch, denn dies ist keine nebensächliche Angelegenheit radikaler Aussteigerinnen und Aussteiger, sondern eine ernsthafte Form, sich gesellschaftspolitisch zu engagieren. Dazu muss DIE LINKE klar Stellung beziehen, will sie den Anschluss nicht verlieren.

ANJA LAABS

In eigener Sache:

ULLA PLENER, MARION SCHÜTRUMPF-KUNZE, WOLFRAM ADOLPHI, GERD KURZE, MARTIN SCHIRDEWAN und JÖRN SCHÜTRUMPF sind am 25. 3. 2008 auf eigenen Wunsch aus der Redaktion ausgeschieden. Ich bedauere dies, zugleich bedanke ich mich aufrichtig für die vielen Jahre freundschaftlicher und kreativer Zusammenarbeit.

DIETMAR WITTICH

EFFI BÖHLKE

# Auf den Spuren von Simone de Beauvoir

## Impressionen aus Paris

Am 9. Januar dieses Jahres wäre Simone de Beauvoir 100 Jahre alt geworden. Weltweit finden dazu Events unterschiedlichster Art statt. Gefeierte wird eine Frau, die sich wie keine andere in die intellektuelle und politisch-praktische Geschichte der Frauenbewegung eingeschrieben hat. Mit ihrem exemplarischen Leben und Werk forderte sie die paternalistischen Strukturen und mit ihnen verbundenen Mentalitäten der modernen Gesellschaften heraus und wurde so zu einer der Avantgardistinnen der Bewegung für die Befreiung der Frauen, nicht nur in Frankreich, sondern europa-, ja weltweit.

Deutsche Presseorgane titelten um den 9. Januar mit Beauvoir; einschlägige Zeitschriften, wie die EMMA, brachten thematische Hefte; im Fernsehen wurden Filme über sie gezeigt; an der FU Berlin fand eine erste Tagung zum Thema statt.

In Frankreich selbst wurde der Geburtstag dieser Provokateurin in den Rang einer nationalen Feierlichkeit gehoben. Ich fuhr vom 7. bis 12. Januar nach Paris, um an dem vermutlich größten Kongress teilzunehmen, der in der Heimatstadt von Beauvoir veranstaltet wird, und nutzte die mir zur Verfügung stehende freie Zeit, um auf ihren Spuren durch Paris zu spazieren.

*Montag, 7. Januar*

Angekommen in Paris, werfe ich zunächst einen Blick in die Zeitungskioske. Unter dem Titel »Simone de Beauvoir. La scandaleuse« macht der *Nouvel Observateur* mit einem Aktphoto von Beauvoir auf (eine Aufnahme von 1952, die Beauvoir von hinten zeigt) und provoziert damit einen Skandal. Französische Feministinnen protestieren gegen diese Form von Voyeurismus; während der Tagung zeigt man mir eine ihrer Antworten: Sartre, als Akt, ebenfalls von hinten (vermutlich eine Collage). Am 11. Januar findet gar eine Demonstration der »Wachhündinnen« (»Chiennes de garde«) vor dem Sitz des Organs statt. Andere Zeitschriften sind seriöser: Die Zeitschrift *L'Histoire* bringt in einem Sonderheft ein ausführliches Gespräch mit der deutschen Beauvoir-Spezialistin Ingrid Galster: »Die drei Leben von Simone de Beauvoir« (»Les trois vies de Simone de Beauvoir«, immerhin 12 Seiten lang), und das *Magazine littéraire* titelt mit »Simone de Beauvoir. Die Leidenschaft der Freiheit« (»Simone de Beauvoir. La passion de la liberté«) und einem Photo von Beauvoir (hier im Halbprofil, schräg von rechts vorn und nur bis zum Halsausschnitt). Es versammelt Aufsätze von französischen Spezialistinnen wie Julia Kristeva, Benoîte Groult, Danièle

Effi Böhlke – Jg. 1963; Dr. phil.; freie Mitarbeiterin der RLS; Arbeitsschwerpunkte: Politisches Denken in Frankreich und Russland. Zuletzt in UTOPIE kreativ: Ein weites Feld. Die Linke und Bourdieu, Heft 200 (Juni 2007).

Aus Anlass des 100. Geburtstages von Simone de Beauvoir führt die Rosa-Luxemburg-Stiftung am 27. und 28. Juni in Berlin eine Internationale Konferenz durch zum Thema »Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit. Beauvoir und die Befreiung der Frauen von (männlicher) Herrschaft«. Weitere Informationen: <http://www.rosalux.de/cms/index.php?id=455&type=0>

»Ich bin am 9. Januar 1908 um vier Uhr morgens geboren, und zwar in einem Zimmer mit weißlackierten Möbeln, das nach dem Boulevard Raspail zu lag.« (Simone de Beauvoir: Memoiren einer Tochter aus gutem Hause. Reinbek bei Hamburg 2006, S. 9)

»Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.« (Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Reinbek bei Hamburg 2000, S. 334)

Sallenave, Élisabeth Badinter, von der Adoptivtochter Beauvoirs, Sylvie le Bon de Beauvoir, und wiederum einen von Ingrid Galster. Das Ereignis hat also, wenn nicht die Straße, so doch die Kioske erreicht. Und auch die Bücherläden sind voll von entsprechenden Neuerscheinungen. Hier sind insbesondere zu nennen die umfangreiche Biographie »Kriegsbiber« (»Castor de guerre«) von Danièle Sallenave, das kleine, aber sehr informative Buch »Simone de Beauvoir. Die Freiheit schreiben« (»Simone de Beauvoir. Écrire la liberté«) von Jacques Deguy und Sylvie Le Bon de Beauvoir (beide bei Gallimard erschienen) sowie »Beauvoir in all ihren Zuständen« (»Beauvoir dans tous ses états«) von Ingrid Galster (auch hier prangt ein elegantes Photo auf dem Cover, wieder Halbprofil, von links, Beauvoir schaut dem Betrachter ernst in die Augen). Zumeist sind diese Bücher auf einem gesonderten Tisch angeordnet, umgeben von den Titeln der Autorin selbst sowie von Studien älteren Datums, aber auch von der umfangreichen Literatur zur Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung. Mein Koffer wird immer schwerer.

Im Hotel angekommen, stecke ich mir das Buch von Inga Westerteicher »Das Paris der Simone de Beauvoir«, das ich mir bereits in Berlin besorgt hatte, in die Tasche und spaziere dann zurück Richtung *Place St. Michel*. An *Notre Dame* vorbei gelange ich über die kleine Fußgängerbrücke auf die *Île Saint Louis*. Bei einem Tee im Café *Le Flore en l'île* blättere ich in dem Büchlein und stelle mir ein paar Routen zusammen, auf denen ich mir die Lebensstationen der berühmten Pariserin erlaufen will. Als die Teekanne geleert ist, mache ich mich also in umgekehrter Richtung wieder Richtung Quartier Latin auf den Weg. Auf der *Place St. Michel* angekommen, wende ich mich nach rechts und gehe durch die belebte *Rue Saint-André des Arts*. Vorbei an Ständen, wo Meeresfrüchte angeboten werden, nähere ich mich dem *Bd. Saint Germain*. Dort erinnere ich mich daran, dass mir vor rund einem Jahr, als ich wegen Blasen an den Füßen (die ich mir – eben bei exzessiven Stadtwanderungen – mit offensichtlich unpassendem Schuhwerk weggeholt hatte) eines Sonntagmorgens eine offene Apotheke suchte, eine ältere Dame den Weg dahin mit folgenden Worten beschrieb: »Die ist genau vis-à-vis von dem Café, wo Beauvoir und Sartre verkehrten!« Damit meinte sie offensichtlich *Les deux Magots* (Bd. St. Germain, Nr. 170), wo auch die Kirche steht, in der René Descartes begraben liegt (seit jüngster Zeit trägt dieser Platz im Übrigen den Namen *Place Jean-Paul Sartre et Simone de Beauvoir*).

Ich schaue in das Café hinein: An den Wänden, je auf einem Podest, zwei Holzfiguren asiatischen Ursprungs, auf welche der Name des Lokals zurückzuführen ist. Zwei Häuser weiter das *Café de Flore*, in dem Simone de Beauvoir ab 1938 oftmals die Abende zubrachte.

#### Dienstag, 8. Januar

Am nächsten Morgen spaziere ich von meinem Hotel in der *Rue Monge*, gleich neben den *Arènes de Lutèce* gelegen, einem restaurierten römischen Amphitheater, Richtung *Bd. Montparnasse*, der aufs engste mit Beauvoirs Leben verbunden ist. Der Tag ist trüb; die

*Tour Montparnasse* ist von Nebel umhüllt und sieht noch düsterer aus als sonst. An der Kreuzung *Bd. Raspail* und *Bd. Montparnasse* Nr. 103 steht das Geburtshaus von Simone de Beauvoir, ein Eckhaus mit Fenstern auf beide Boulevards. Das im Erdgeschoss befindliche *Café La Rotonde*, das für Beauvoir eine wichtige Rolle spielte, wird gerade umgebaut. Gegenüber das nicht weniger berühmte *Dôme*, und etwas weiter rechts *La Coupole*, wo nicht zufälligerweise das Abschlussdiner der Konferenz stattfinden soll.

Ich gehe am *Dôme* vorbei und durch die *Rue Huygens* zum *Cimetière du Montparnasse*, zum Grab von Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre. Es ist nicht schwer zu finden: Auf dem Friedhofsplan hat es die Nummer 5/1; nach dem Eingang wendet man sich in die erste Gasse rechts, und gleich dort ist es, schlicht, aus hellem Stein. Ich wundere mich über die Gaben, die Besucher dort hinterlassen haben: Fahrscheine, von Steinchen festgehalten, ein winziger Zweig mit drei roten Beeren daran, und sogar ein Ei. Nachdem ich das alles betrachtet habe, mache ich mich auf die Suche nach der Ruhestätte von Emile Durkheim; dabei stoße ich auf diejenige von Alfred Dreyfus, dem jüdischen Offizier. Es sind viele jüdische Gräber hier. Als ich wieder am Grab von Beauvoir und Sartre vorbeikomme, sind die Fahrscheine, der Zweig und das Ei verschwunden. Eine junge Frau schmückt den Stein mit frischen Blumen; wie sie sagt, kommt sie von einer Gärtnerei, die mit der Grabpflege betraut ist, und bereitet nun alles für den morgigen Geburtstag vor. Auf meine Frage, ob die Sache mit den Fahrscheinen französische Tradition sei, antwortet sie mir, dass sie sich auch darüber wundere. Typisch Französisch sei dies nicht!

Gleich nebenan die *Rue Schoelcher*, in welcher Beauvoir lange Zeit – von 1955 bis zu ihrem Tod, und mit Blick auf den Friedhof – gelebt hatte. Ich selbst laufe den *Bd. Raspail* hinunter, schaue in die *Maison des Sciences de l'Homme* hinein, wo ich Gespräche zu führen habe und ein paar Stunden in der Bibliothek des Hauses arbeite. Anschließend spaziere ich zur *Rue de Rennes*. In der Nr. 71, 5. Stock war das zweite Zuhause von Beauvoir, in das ihre Familie umziehen musste, nachdem sich ihre finanzielle Situation verschlechtert hatte. Durch den *Jardin du Luxembourg*, in dem sie zeitweilig viel spazieren ging, sich mit Freunden traf, Bücher las oder sich einfach erholte und erfreute, wandere ich wieder Richtung *Rue Monge* zurück.

Abends bin ich bei Freunden eingeladen, Josiane und Louis; beide sind aufs engste mit Pierre Bourdieu und seinen Ideen verbunden, Josiane engagiert sich aber auch inhaltlich und praktisch in der französischen Frauenbewegung. Wir sprechen über die Ereignisse rund um den Beauvoir-Geburtstag und diskutieren über Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Beauvoir und Bourdieu hinsichtlich der Frauenfrage; immerhin hatte Bourdieu das Buch über »Die männliche Herrschaft« (»La domination masculine«) veröffentlicht, das gerade unter französischen Feministinnen viel Kritik hervorrief. Dennoch sind, so kommen wir überein, die Ähnlichkeiten der Ansichten beider in verschiedenen Domänen nicht zu übersehen, gerade auch was das Problem der »freiwilligen Knechtschaft« bzw. der »Komplizenschaft« der Frauen anbelangt. Daran wollen wir weiter arbeiten.

»Auf einer Wiese ausgestreckt, betrachtete ich in Augenhöhe das Wimmeln der Grashalme... Ich hob den Blick zu der Eiche empor; sie beherrschte die Landschaft und hatte nicht ihresgleichen. Ihr gedachte ich ähnlich zu sein.«  
(Simone de Beauvoir: *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause*. A. a. O., S. 202)

*Mittwoch, 9. Januar*

Heute ist der Geburtstag von Simone de Beauvoir. Und heute beginnt auch das Internationale Kolloquium. Ich bin gespannt, auch auf das Publikum: Wie wird der Anteil von Männern und Frauen sein? Von Jungen und Alten? Von Franzosen und Ausländern?

Nach dem Frühstück gehe ich die *Rue des Ecoles* entlang, vorbei an einer Dependence des *Harmattan*-Verlags, am *Collège de France*, wo ich 1991 Bourdieus Vorlesungen zur »Frage des Staates« (»La question de l'État«) hörte, an der *Sorbonne*, wo Beauvoir studiert hatte – gegenüber sitzt Michel de Montaigne und schaut mir freundlich-ironisch zu – Richtung *Rue de l'École de Médecine* Nr. 15. Dort soll das Kolloquium stattfinden, und zwar im *Réfectoire des Cordeliers*, einem ehemaligen Refektorium von Franziskanermönchen. Das ist nicht irgendwo: In diesem mittelalterlichen Gebäude tagte der *Club des Cordeliers, La société des droits de l'homme et du citoyen*, die in den 1790er Jahren die Erklärung über die Menschen- und Bürgerrechte ausarbeitete. Vor dem Eingang wartet schon eine Menschenmenge: Männer und Frauen, recht gemischt, wenngleich der Frauenanteil höher ist. Und es werden unterschiedliche Sprachen gesprochen: Französisch und Englisch dominieren, aber ich vermeine auch nördliche und asiatische Sprachen zu vernehmen, zu weilen – doch eher selten – meine eigene, also die deutsche.

Im Refektorium selbst ein beeindruckendes Bild: Der Saal ist groß, düster, die Wände und Decken von Scheinwerfern beleuchtet. Lange Stuhlreihen sind aufgebaut, die sich rasch füllen (es ist von 400 angemeldeten Gästen die Rede). In einer Nische hinter dem Podium hängt ein Bild von Simone de Beauvoir: Gesammelt und aufmerksam scheint sie das Publikum zu betrachten.

Eröffnet wird das Kolloquium von Guy Cousineau, dem Präsidenten der Universität Paris 7 Denis Diderot, Julia Kristeva, der aus Bulgarien gebürtigen, jedoch seit langem in Paris lebenden Philosophin, Psychoanalytikerin und Schriftstellerin, die mit Arbeiten über berühmte Frauengestalten – u. a. Hannah Arendt – bekannt wurde, von Sylvie Le Bon de Beauvoir, der bereits erwähnten Adoptivtochter Beauvoirs, die aktiv die Herausgabe der Werke von Beauvoir betreibt (und als sie vor dem Photo von Beauvoir Platz nimmt, dieser in erstaunlicher Weise ähnlich sieht), sowie von Yolanda Astarita Patterson, der Präsidentin der Internationalen Simone de Beauvoir Society, deren Vertreterinnen und Vertreter hier so zahlreich versammelt sind. Alle vier betonen die Bedeutung von Beauvoir für die Entwicklung der geistigen und politischen Szenerie in Frankreich und der französischen, aber auch der internationalen – insbesondere amerikanischen – Frauenbewegung, wurde doch Beauvoir gerade auch in den USA besonders stark rezipiert, wenngleich sie, so Sylvie Le Bon de Beauvoir, nicht auf den Feminismus reduziert werden dürfe. Letztere unterstreicht die enge Beziehung zwischen dem Leben und dem Schreiben bei Beauvoir und die Eigenständigkeit derselben gegenüber ihrem Lebensgefährten Sartre. Julia Kristeva wiederum spricht von einer »anthropologischen Revolution«, die Beauvoir ausgelöst habe; mit ihrer Vorstellung von der »Transzendenz als Freiheit« gebe Beauvoir zumindest die philosophischen Mittel in die Hand, sich von den Zwängen der Geburt frei und zum Autoren sei-

nes eigenen Lebens zu machen. Zudem weist sie auf verschiedene Spannungen bzw. Ambiguitäten bei Beauvoir hin: Die Spannung zwischen der Philosophin, der Soziologin, der Politologin sowie der Schriftstellerin Beauvoir; auf diejenige zwischen ihrem Universalismus einerseits, der aus der hegelianischen Tradition komme, und ihrer Darstellung des Singulären, des Einzelfalles, andererseits, angefangen bei sich selbst; auf die damit verbundene Spannung zwischen der politischen Philosophie der Freiheit auf der einen, und der Darstellung des, ja des Verhaftens im Intimen, andererseits; schließlich auf die Ambiguitäten, die Beauvoir nicht nur zwischen, sondern in den Geschlechtern selbst ausgemacht habe. Diese Ambiguitäten und Spannungen ausgehalten und durchlebt zu haben, so Kristeva, mache aber gerade das Vielseitige und Spannende, die Spannkraft von Leben und Werk Beauvoirs, aus. Sie bezeichnet Beauvoir als eine Frau, die durch enormen Aktivismus und Intensität von Lebensführung und -freude gekennzeichnet war.

Als »Highlight« der Konferenz und Überraschung für alle Teilnehmenden kündigt sie die Installierung des Simone de Beauvoir-Preises für die Freiheit der Frauen (Prix Simone de Beauvoir pour la liberté des femmes) an, der aus Anlass des 100. Geburtstages Beauvoirs von CULTURESFRANCE und dem Verlagshaus Gallimard gestiftet und einmal jährlich vergeben werde, und zwar diesmal an Ayaan Hirsi Ali und Taslima Nasreen.

Dieser erste Tag des Kolloquiums steht unter dem Motto »Das Intime (be-)schreiben« (»Ecrire l'intime«). Spezialistinnen und Spezialisten aus Frankreich, den USA und Dänemark – Philosophinnen und Philosophen, Biographinnen und Biografen, Übersetzerinnen und Übersetzer, Autorinnen und Autoren, Zeitzeugen, die Beauvoir persönlich kannten, wie Claude Lanzmann – behandeln aus ihrer jeweiligen Perspektive das schon von J. Kristeva angeschlagene Thema der engen Beziehung zwischen Leben und Werk, »vie et Œuvre« von Beauvoir. So ersteht Simone de Beauvoir im Laufe der Beiträge als eine Person, die in exemplarischer Weise den Versuch unternahm, Autorin nicht nur ihrer Werke, sondern ihres Lebens selbst zu werden und das von ihr konstruierte Leben in ihren Schriften zu rekonstruieren, seien dies ihre Briefe, ihre Tagebücher, ihre darauf basierenden Memoiren oder Romane. Philosophische Quintessenz dieser permanenten (Selbst-) Konstruktionen und Rekonstruktionen sei eben ihr Hauptwerk, »Das Andere Geschlecht« (»Le deuxième sexe«, 1949), in welchem sie, von der individuellen zur allgemeinen Ebene aufsteigend, die Frauen aufforderte, auf der Basis ökonomischer Unabhängigkeit zu selbstbewussten Gestalterinnen, Autorinnen ihres eigenen Lebens zu werden – also eine Subjekt- und keine Objektrolle einzunehmen.

Unmöglich, auf jeden der interessanten Beiträge einzugehen. Ich will hier nur Danièle Sallenave erwähnen, die sehr lebendig beschrieb, wie sie ihr Buch »Castor de Guerre« über Beauvoir verfasste, sowie Sheila Malovany-Chevallier und Constance Borde, die an einer Neuübersetzung von »Le deuxième sexe« ins Englische arbeiten und über ihre Prinzipien berichten, die sie dabei anwenden (so versuchen sie, so nahe wie möglich am Original zu bleiben, ja selbst die Interpunktion beizubehalten, was bei den vielen Doppelpunkten

»In meinem ganzen Leben bin ich niemandem begegnet, der so zum Glück begabt gewesen wäre wie ich, auch niemandem, der sich mit gleicher Hartnäckigkeit darauf versteift hätte.«  
(Simone de Beauvoir: In den besten Jahren. Reinbek bei Hamburg 2004, S. 27)



und Semikolons bei Beauvoir nicht so einfach ist). Und während die französische Spezialistin Catherine Viollet über die Korrespondenz von Beauvoir mit Violette Leduc referiert, trifft ein politischer Gast ein; die Ministerin für Wissenschaft und Forschung, Valérie Pécresse, die in ihrer kurzen Ansprache den Einfluss von Beauvoir auf das geistig-politische Leben Frankreichs betont, der bis dahin geführt habe, dass nunmehr, und zwar unter einem konservativen Präsidenten, die erste paritätisch besetzte Regierung entstanden sei, in der ebenso viele Männer wie Frauen Minister sind!

Die französische Historikerin Michelle Perrot, die eine der Nachmittagssessionen leitet, bezeichnet Simone de Beauvoir als eine »freie Frau, die es wagte, nein zu sagen, die anders lebte und liebte«. Und so spielen denn auch die erotischen Beziehungen der Beauvoir zu Menschen beiderlei Geschlechts eine große Rolle, etwa bei Claude Lanzmann, selbst einer ihrer intimen Weggefährten, oder bei der Dänin Anastassia Arnold, die sich auf den Briefwechsel zwischen Beauvoir und dem Amerikaner Nelson Algren bezieht.

Der Abend klingt aus bei einem Empfang im Hôtel de Ville, dem Sitz des Bürgermeisters von Paris. Auf dem Weg dorthin zeigt mir meine Freundin Josiane noch das Wohnhaus von Sartre in der Rue Bonaparte 42, und wir spazieren die Rue Jacob entlang, in welcher sich der *Cours Désirs* befand, die erste Schule, die Simone mit fünf-einhalb Jahren besuchte. Während des Empfangs im Rathaus liest die Schauspielerin Marie-France Pisier aus dem Briefwechsel zwischen Beauvoir und Algren, und bei einem Glas Champagner bietet sich die Gelegenheit, mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Konferenz näher ins Gespräch zu kommen, so mit Yolanda Astarita Patterson, der Präsidentin der Internationalen Simone de Beauvoir Society, die sie selbst ins Leben gerufen hatte.

#### *Donnerstag, 10. Januar*

Der Donnerstagvormittag ist der Philosophin Beauvoir gewidmet. Den Auftakt macht Michel Kail mit einer Ausführung über den Einfluss Beauvoirs auf Sartre. Zumeist werde ja, so Kail, der Einfluss von Sartre auf Beauvoir untersucht und betont (gewissermaßen die männliche Herrschaft auf dem Gebiet des Geistigen), er nun wolle den aktiven Part akzentuieren, den Beauvoir auf das philosophische Schaffen ihres Lebensgefährten ausgeübt habe, und zwar insbesondere beim Übergang von »Das Sein und das Nichts« (»L'être et le néant«) zur »Kritik der dialektischen Vernunft« (»Critique de la raison dialectique«). Gerade auch im Ergebnis von Diskussionen mit Beauvoir, führt Kail aus, habe Sartre die Begriffe der Transzendenz und der Alterität (»altérité«, im Sinne von Andersheit) eingeführt und der Philosophie der Freiheit zuungunsten des Determinismus den Vorrang eingeräumt. In diesem Zusammenhang sei es auch zu einer Substantialisierung des Subjekts gekommen: Danach habe das Subjekt nicht die Freiheit, sondern es sei die Freiheit selbst. Für Beauvoir sei die einzige wirkliche Realität die Relation zwischen Subjekt und Welt, die selbiges immer wieder herstellt. Daraus resultiere allerdings die Frage danach, wer denn diese Relation beherrsche (im eigentlichen Sinne: wer denn hier das Subjekt ist).

»Er erzählte mir Geschichten, und vor allem ging er mit mir spazieren. Er zeigte mir Straßen und Plätze, Quais und Kanäle, die Friedhöfe, die Hafentempel und Lagerhäuser, die unsicheren Viertel, die Kneipen – so viele Ecken von Paris, die ich nicht kannte.« (Simone de Beauvoir: Die Mandarins von Paris. Reinbek bei Hamburg 2006, S. 57)

»Durch unsere Freiheitsliebe, unsere Auflehnung gegen die herrschende Ordnung, unseren Individualismus, unsere Achtung vor dem Handwerk näherten wir uns den Anarchisten. Genau gesagt jedoch ließ unsere Bindungslosigkeit sich in keine Schablone pressen. Wir waren Antikapitalisten, jedoch keine Marxisten...« (Simone de Beauvoir: In den besten Jahren. A. a. O., S. 39)

Nancy Bauer macht auf das komplizierte Verhältnis von Gleichheit und Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in »Das andere Geschlecht« aufmerksam. Während es einerseits ein philosophisches Werk über die Ungleichheit zwischen Männern und Frauen darstellt, klingt es im letzten Kapitel mit der Vision der Geschlechtergleichheit aus. Und wie stehen die unterschiedlichen Frauengenerationen zur Frage von Geschlechtergleichheit bzw. -ungleichheit, wie leben sie diese? Wollen, umgangssprachlich formuliert, die Frauen alles anders machen als die Männer, oder wollen sie letztlich nur das Gleiche tun können, wie sie dies bei jüngeren Frauen beobachtet? Die Referentin verweist hier auf generationelle Unterschiede beim Umgang mit der Frauenfrage in den USA. Und während Martine Reid über die zunächst sehr feindliche Aufnahme von »Das andere Geschlecht« in Frankreich spricht, referiert Xian Miao über die unterschiedlichen Etappen der Rezeption dieses Werks in China. Christine Daigle arbeitet das besondere Gewicht des Begriffs der Ambiguität bei Beauvoir heraus. Diese lehne jede Konzeption der menschlichen Existenz als etwas Fixes, Fertiges zurück und fasse selbst den Körper nicht als etwas biologisch/natürlich Gegebenes, sondern als eine soziale und historische Konstruktion. Daigle verweist auf solche fundamentalen Ambiguitäten im Werk von Beauvoir wie diejenige zwischen dem Selbst und dem Anderen, zwischen Subjekt und Objekt sowie zwischen den Geschlechtern. Und jedes Geschlecht, so die Referentin, berge in sich selbst eine Ambiguität.

Das Mittagessen nehme ich mit einer äußerst freundlichen, aber ebenso pessimistischen Französin ein, die mir bereits in der Kaffeepause erklärt hatte, dass Schritt für Schritt sämtliches Französische verschwinde, ja der kulturelle Ausverkauf des Landes in vollem Gange sei. Nirgendwo mehr fänden sich typisch französische Speisen, außer auf sehr, sehr kleinen Inseln. Nun führt sie mich auf eine solche Insel; die allerdings den Namen *Pâtisserie viennoise*, also *Wiener Feinbäckerei* führt! Nichtsdestotrotz gibt es hier wahrlich schmackhaftes Essen und leckeren Kuchen.

Am Nachmittag zeigt das *Centre audiovisuel Simone de Beauvoir* Filme über Beauvoir – eine willkommene Abwechslung zu dem dichten Vortragsprogramm. Zunächst präsentiert Alice Schwarzer den Film, den sie 1973 für das Deutsche Fernsehen gedreht hatte: Besonders im ersten Teil sind schöne, ruhige Aufnahmen von einer nun schon betagten Beauvoir zu sehen, die aber nichts von ihrer außergewöhnlichen intellektuellen Intensität und der Präzision ihrer Meinungsäußerungen eingebüßt hatte. Alice Schwarzers Fragen beantwortet Beauvoir gesammelt, jedoch in schnellem, ja hastig wirkendem Redetempo und mit rauer Stimme. Nein, antwortet sie auf eine entsprechende Frage, seit Publikation von »Das andere Geschlecht« (diese liegt nunmehr fast 25 Jahre zurück) habe sich die Situation der Frauen in Frankreich nicht verbessert. Auch hinsichtlich ihrer verhältnismäßig optimistischen Äußerungen, die sie im selben Buch über die Lösung der Frauenfrage in den sozialistischen Ländern, speziell in der Sowjetunion gemacht hatte, zeigt sie sich ernüchtert. Der Sozialismus bringe nicht (unbedingt) die Befreiung der Frauen mit sich. Notwendig sei eine Revolution, die die Situation der Menschen ändert und nicht bloß die Eigentumsverhältnisse,

»Fest steht nur, dass die Möglichkeiten der Frau bisher erstickt worden, dass sie der Menschheit verlorengegangen sind und dass es in ihrem eigenen Interesse wie auch im Interesse aller höchste Zeit ist, sie ihre Fähigkeiten endlich aus-schöpfen zu lassen.«  
(Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht*. A. a. O., S. 881)

heißt es im Film. In jedem Falle jedoch, und da bleibt sie ihren früheren Äußerungen treu, beginne die Emanzipation der Frau mit der ökonomischen Unabhängigkeit. Die Arbeit spielt in diesem Kontext also eine entscheidende Rolle. Ansonsten kommt es zu bzw. bleibt es bei der totalen Abhängigkeit von einem anderen Sein (zumeist des Mannes als des »großen Ernährers«). Sartre wiederum ist zum Zeitpunkt der Filmaufnahmen schon deutlich durch seine Krankheit gezeichnet.

Anschließend wird ein schwedischer Film von 1974 gezeigt: »Promenade in das Land des Alters« (»Promenad i de gamlas land« bzw. »Promenade au pays de la vieillesse«), an dessen Herstellung Beauvoir selbst beteiligt war. Immerhin hatte sie sich in den 60er Jahren intensiv mit dem Problem des Alterns beschäftigt und 1970 das Buch »Das Alter« (»La Vieillesse«) publiziert, in dem sie den unwürdigen Umgang der modernen Gesellschaften mit den alten Menschen anklagt und eine Integration derselben in die Gesellschaft fordert. Mit dem Film will sie ein Tabu brechen – nämlich das Verschweigen des Siechtums der Alten und Kranken in den französischen Altersheimen. Am selben Abend stellt die Kanadierin Madeline Gobeil, die lange Jahre als *Directeur des Arts* in der UNESCO tätig war, einen Film vor, den sie 1967 über Beauvoir und Sartre gedreht hatte und der aus verschiedenen Gründen erst seit drei Jahren überhaupt gezeigt wird. Der Film mit beeindruckenden Aufnahmen des berühmten Paares und des Paris der Zeit spielt während des Vietnam-Krieges; in ihm sind überraschend aktuell wirkende Äußerungen von Sartres gegen den US-Imperialismus enthalten. Und während Beauvoir über die Arbeit an ihren Memoiren berichtet, in denen sie in Proustscher Manier auf der Suche nach dem Mädchen ist, das sie einst war, spricht Sartre von seinem Buch über Flaubert, das er gerade verfasst.

#### *Freitag, 11. Januar*

Der Vormittag ist der »Sache der Frauen« (»La Cause des Femmes«) gewidmet. In z. T. bewegender Weise sprechen Zeitzeuginnen und Weggefährtinnen über gemeinsame Aktionen mit Beauvoir etwa im Rahmen der *Bewegung für die Befreiung der Frauen* (*Mouvement de libération des femmes*, MLF) oder der durch Sartre gegründeten Zeitschrift *Les Temps Modernes*. Mit ihren Schriften – insbesondere »Das andere Geschlecht«, aber auch den »Erinnerungen einer Tochter aus gutem Hause« – habe Beauvoir der französischen Frauenbewegung einen philosophischen Apparat in die Hand gegeben, und zwar Jahre vor deren Entstehen, wird immer wieder betont. In den 70er Jahren habe Beauvoir dann beobachten können, was aus ihren Ideen geworden war, wobei sie selbst wiederum durch das Engagement in der Frauenbewegung bereichert worden sei. Sie wollte, so etwa Annie Sugier, Präsidentin der Internationalen Liga für die Rechte der Frauen, die Frauen aus dem Schatten herausholen und kämpfte für die »Entkolonialisierung der Frauen«. In diesem Sinne bezeichnet Annie Zelensky Beauvoir als »engagierte Schriftstellerin« (»écrivaine engagée«), bei der eine starke Kohärenz von philosophischen Ideen und praktischem Handeln zu beobachten sei. Und während Josyane Savigneau von der Zeitung *Le Monde* von Beau-

»Erst seit die Frauen angefangen haben, sich auf dieser Erde heimisch zu fühlen, konnte es eine Rosa Luxemburg, eine Madame Curie geben.« (Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht*. A. a. O., S. 183)

voir als der »Mutter von allen« (»la mère de toutes«) spricht und Alice Schwarzer von den »Töchtern von Beauvoir« (»les filles de Beauvoir«), bezeichnet die ehemalige Ministerin Huguette Bouchardeau Simone de Beauvoir als »femme monument«: Durch ihre Werke wie ihre Lebensweise habe sie die französischen Frauen sehr stark geprägt (das wurde mir in den Pausen immer wieder bestätigt). Die Soziologin Liliane Kandel hingegen plädiert für die Opportunität sehr unterschiedlicher Rezeptionsweisen der Ideen von Beauvoir: »Es gibt kein Monopol auf das Erbe Beauvoirs.« Ja, selbst den Begriff des Feminismus pluralisiert sie und spricht von »den Feminismen« (»les féminismes«). »Ich bin nicht in der Lage zu sagen, was der heutige Feminismus ist.«

Auf dem Nachmittagsprogramm steht die Beauvoir als Romanautorin (»Beauvoir romancière«). Literaturwissenschaftler analysieren insbesondere »Das Blut der Anderen« (»Le sang des autres«) und »Die Mandarins von Paris« (»Les Mandarins«) hinsichtlich ihrer moralisch-politischen Gehalte und Konflikte (zwischen Zielen und Mitteln des Handelns, der Notwendigkeit von Entscheidungen, der Verantwortung für Andere). Danièle Fleury spricht über die kritische, ja feindliche Aufnahme früher Texte von Beauvoir (»L'Invitée« und »Les bouches inutiles«) in Frankreich, die schon die ablehnende Haltung gegenüber dem 1949 erscheinenden Buch »Das andere Geschlecht« vorweggenommen hätte.

Kurz vor Ende des in seiner Vielfalt an Ansätzen und Anregungen beeindruckenden Symposiums erscheint noch eine Ministerin; die Ministerin für Kultur, Christine Albanel. Auch sie erzählt, wie sie in ihrem Leben durch die Lektüre der Schriften von Beauvoir beeinflusst wurde.

Abschließend spricht Julia Kristeva über ihre Haltung zu Beauvoir in der Spannung von Distanz und Nähe: Was sie von Beauvoir (unter-) scheidet, das sei deren ablehnendes Verhältnis zur Mutterschaft. Ihr (also Kristeva) selbst fehle unter den Feministinnen ein moderner Umgang damit! Schließlich stellt sie den Bezug zwischen Simone de Beauvoir und Hannah Arendt her: Beide, so Kristeva, hätten, wenngleich auf unterschiedlichen philosophischen Grundlagen, jegliche Form des Totalitarismus abgelehnt. Hier gebe es durchaus Ansatzpunkte für einen Vergleich beider Philosophinnen.

Krönung des Tages und der Tagung überhaupt ist ein Diner in *La Coupole*, wo Beauvoir und Sartre häufig verkehrten. Unter dem aggressiv anmutenden Sprechgesang von Michelle Brulé versuchen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Konferenz, sich über die Ergebnisse der vergangenen drei Tage sowie über künftige Projekte auszutauschen.

### *Sonnabend, 12. Januar*

Mein Flugzeug geht erst am späteren Nachmittag. Ich habe also noch Zeit für eine Abschiedspromenade. Von den *Arènes de Lutèce* laufe ich Richtung *Jardin des Plantes*, dem Botanischen Garten von Paris. Ich durchquere ihn und komme am Seine-Ufer heraus. Dann nehme ich aber doch den Bus Nr. 89 – mein Ziel liegt relativ weit außerhalb. Am Fluss entlang fahre ich zur 1996 eingeweihten *Bibliothèque nationale de France François Mitterand*. Ich steige die

»Nirgendwo hat man den Sozialismus realisiert, von dem Marx träumte. Man hat die Produktionsverhältnisse geändert. Heute wissen wir, dass die Veränderung der Produktionsverhältnisse nicht ausreicht, um wirklich die Gesellschaft und den Menschen zu ändern. Folglich bleiben trotz des unterschiedlichen ökonomischen Systems auch die traditionellen Mann-Frau-Rollen erhalten.« (Simone de Beauvoir in einem Interview, das A. Schwarzer 1976 mit ihr führte. In: Alice Schwarzer: Simone de Beauvoir. Weggefährterinnen im Gespräch. Köln 2007, S. 79)

»Es ist Aufgabe des Menschen, dem Reich der Freiheit inmitten der gegebenen Welt zum Durchbruch zu verhelfen. Damit dieser höchste Sieg errungen werden kann, ist es unter anderem notwendig, dass Männer und Frauen über ihre natürlichen Unterschiede hinaus unmissverständlich ihre Brüderlichkeit behaupten.« (Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht*. A. a. O., S. 900)

dunklen Treppen hinauf und sehe mir den monumentalen Bau mit seinen vier hohen Türmen an. Während sich mein Blick wieder der Seine zuwendet, entdecke ich mein »eigentliches« Ziel: die vom Architekten Dietmar Feichtinger entworfene *Passerelle Simone de Beauvoir*, eine schöne Fußgängerbrücke, die sich wellenförmig über den Fluss spannt. Durch eine raffinierte Kombination von Bogen- und Hängebrücke, die sich an zwei Stellen schneiden, ist der Zugang von verschiedenen Niveaus aus möglich. Den Namen erhielt sie bei ihrer Einweihung am 13. Juli 2006, also 20 Jahre nach dem Tode von Beauvoir. Bei der Brücke handelt es sich um die 37. Pariser Seine-Brücke, die fünfte Fußgängerbrücke und die erste, die einen weiblichen Namen trägt! Ich spaziere auf ihr zur anderen Flussseite hinüber. An der Uferpromenade stehen drollige Gestalten: Bronzefiguren von Rachid Kimoune: »Die Kinder der Welt« (»Les Enfants du Monde«) von 2001. Darunter ist auch eine »Deutsche Eva« (»Ève allemande«). Erkenne ich mich darin wieder?

Mein Pariser Aufenthalt geht langsam zu Ende. Ich bin (über-)erfüllt von den Impressionen, den An- und Aufregungen der letzten Tage. Ich ärgere mich nur über eins: dass ich keinen Fotoapparat mitgenommen hatte. Und so bleibt mir nur, die vielen Bilder im Gedächtnis zu bewahren.

Abends auf dem Flugplatz *Roissy-Charles de Gaulle* treffe ich einen französischen Soziologen, der sich mit Fragen der Evaluation befasst. Ich erzähle ihm von meinen Eindrücken von dem Beauvoir-Symposium, unter anderem auch von der Präsenz zweier Ministerinnen und einer Staatssekretärin. Er wiederum erzählt mir, dass demnächst die französischen Minister evaluiert würden. Ist die Anwesenheit politischer Prominenz auf der Tagung zu der wohl berühmtesten Französin des 20. Jahrhunderts auch aus einem solchen Faktum zu erklären?

Wieder in Berlin, fahre ich mit der S-Bahn zurück nach Zeuthen. Es ist bereits nach 22 Uhr – Partyzeit. In meinem Abteil sitzen vier lautstarke Mädchen von maximal 14 Jahren. Sie leeren eine Flasche nach der anderen – Bier, Sekt, Schnaps – und überreichen die geleerten Hüllen stolz zwei älteren Herren, die diese in einen blauen Müllsack einsammeln. Ist das nun, so frage ich mich, die negative Seite der Emanzipation? Hatte die Amerikanerin Nancy Bauer doch recht, dass es jüngeren Frauen und Mädchen oftmals schlicht darum geht, dasselbe tun oder lassen zu dürfen wie ihre männlichen Altersgenossen?

Emanzipation hat, wie der Feminismus auch, viele Gesichter, sage ich mir, und der Weg zur Gleichberechtigung und Unabhängigkeit der Frauen ist kein gerader oder linearer – er ist verschlungen und verläuft ganz offensichtlich über Um- und Ab- und Irrwege!

FRIGGA HAUG

# Kampagne

Ein HKWM-Stichwort

Das Wort wurde im 17. Jh. aus dem Französischen (*campagne*, von lateinisch *campus*, Feld) zunächst in der Bedeutung von Feldzug ins Deutsche übernommen, später auf andere, zeitlich befristete Massenmobilisierungen übertragen. Bei einem solchen Feldzug, geführt gegen die Truppen der jungen revolutionären Republik Frankreich, stießen die deutschen Elitetruppen auf die unerwartete Widerstandsfähigkeit eines »unprofessionellen« Volksheeres. Goethe hat diese erste Begegnung mit der hegemonial überlegenen, demokratischen nationalen Massenmobilisierung festgehalten: »Von hier geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen« (Campagne in Frankreich, Hamburger Ausgabe, Bd. 10, 235).

Die moderne Kampagne entwickelte sich auf dem Boden der Kommerzialisierung unter den Voraussetzungen von politischer Zentralisierung, gedruckter Massenkommunikation, nationaler politischer Öffentlichkeit und zumindest einer gewissen strukturellen Demokratisierung. Zu ihren Voraussetzungen gehört auch, dass die Haltung zu bestimmten Fragen nicht ausschließlich von vorgegebenen sozialen Faktoren bestimmt ist. Daher sind Kampagnen hegemonie- und ideologietheoretisch zu analysieren.

»Das Geschäft ist immer kerngesund«, heißt es in »Kapital, Bd. 3«, »und die Kampagne im gedeihlichsten Fortgang, bis auf einmal der Zusammenbruch erfolgt« (MEW 25/502). Ein Hauptfeld der Kampagnen im Kapitalismus sind die unter enormem Aufwand geführten Werbe-Kampagnen, bei denen es darum geht, Markenartikeln mit Mitteln der Warenästhetik eine möglichst dominierende Marktgeltung zu verschaffen. Sie haben im 20. Jh. zunehmend die politischen Kampagnen beeinflusst, besonders markant bei Präsidentschaftswahlen in den USA, wo der Wahlkampf als *campaign* bezeichnet wird. In Deutschland haben sich zunächst vor allem die Nazis an den markentechnischen Kampagnen des US-Kapitals inspiriert (Voigt 1975). Politische Kampagnen-von-oben, die zunehmend von spezialisierten Agenturen geführt werden, bilden Meinungen und zielen darauf ab, eine bestimmte Entscheidung vorherrschend zu machen oder dem Führungspersonal politische »Marktgeltung« zu verschaffen. Die Massen interessieren hier als Hegemonie-Objekte und Druckmittel. Ein breites Spektrum von Zwischenformen entfalten die NGOs, die langfristigen Allgemein- gegen die herrschenden Partikularinteressen Geltung zu verschaffen suchen. Bei demokratischen Kampagnen von links geht es speziell darum, »den schlafenden

Frigga Haug – Jg. 1937, Prof. em. Dr., Mitherausgeberin der Zeitschrift »Das Argument«, Redakteurin des »Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus« sowie des »Forum Kritische Psychologie«; Forschungsschwerpunkte: Frauensozialisation und -politik, Arbeit. Zuletzt in UTOPIE kreativ: Gender – Karriere eines Begriffs und was dahinter steckt, Heft 156 (Oktober 2003).

Die Partei DIE LINKE rührt sich mit einer Vielzahl von Kampagnen – zu Kinder-tagesstätten, zu Mindest-lohn, bald zu Renten – das ist erfreulich. Freilich sind alle diese »Kampagnen« im Grunde nichts weiter als Meldungen, was für wichtig gehalten wird und wo eine Parteiauffassung dazu propagiert werden soll. Es ist fraglich, ob ein so harmloser

Einsatz des Kampagnenbegriffs, die Energie und das Feuer, das in einer wirklichen Kampagne stecken kann, nicht verbraucht. »Teilzeitarbeit für alle« wäre zum Beispiel ein Ziel, für das eine Kampagne lohnen würde. Der Abdruck dieses Stichwortes soll auch dazu beitragen, Kampagne als historisch überlieferte Kampfform diskutierbar zu machen.

den Riesen« des Volkes auf eine Weise zu wecken, die über die politisch-ethische Anrufung der Privat-Isolierten als Projektgenossen auf kollektive Handlungsfähigkeit-von-unten zielt.

1. Während Engels den Ausdruck Kampagne noch weitgehend für militärische Feldzüge im überlieferten Sinn benutzt (so in »Bauernkrieg«, MEW 7/398 und 408, in »Der Amerikanischen Bürgerkrieg«, MEW 15/492 und 494, oder in »Dialektik der Natur«, MEW 20/470), wird in seinem Bericht über die »Deutsche Reichsverfassungskampagne« (MEW 7/109-97) die Wortbedeutung ausgedehnt auf die Kämpfe der Klassen und Klassenfraktionen um die Reichsverfassung. Im Vorwort zur 4. Auflage von »Kapital, Bd.1« gebraucht Engels »Kampagne« ironisch für den ideologischen Klassenkampf in Gestalt der »anonymen Kampagne Herrn Brentanos (...), dieses Sankt Georg des deutschen Fabrikantenbundes«, auf die hin der »Höllendrache Marx zu seinen Füßen ›schleunigst in Todeswindungen« verröcheln sollte (MEW 23/45). Ebenso ironisch zieht Marx gegen »Seniors letzte Stunde« als Gegen-Kampagne im Kampf um den Zehnstunden-Arbeitstag zu Felde (MEW 23/237 ff.), allerdings ohne das Wort zu benutzen. In seinem berühmten Satz: »Jeder Schritt wirklicher Bewegung ist wichtiger als ein Dutzend Programme« (MEW 19/13), orientiert er auf Massenmobilisierung und damit auf sozialistische Kampagnen. Wo er selbst solche Kampagnen analysiert, sind sie Konkretisierungen von »Kämpfen« und werden auch als solche bezeichnet: etwa »Kampf um den Normalarbeitstag« (23/279 ff. ).

2. Rosa Luxemburg benutzt den Begriff häufig zur Kennzeichnung sozialistischer Strategien im politischen Kampf – beim Massenstreik, gegen Militarismus, im Wahlkampf, zum Ersten Mai. Sie untersucht in vielen Schriften Massenaktionen als Kampfmittel der sich international formierenden Arbeiterklasse. Am belgischen Generalstreik von 1913 studiert sie exemplarisch, wie Kampagnen geführt werden, um Verallgemeinerbares vorzuschlagen (Gesammelte Werke 3, 195 ff.). Sie arbeitet den jeweiligen Klassenstandpunkt heraus, zeigt verkehrte Allianzen und analysiert schließlich das Scheitern von Kampagnen, die, statt das sozialistische Bewusstsein der Massen zu heben, Verwirrung stiften. Aus ihrer Analyse fehlgelaufener Kampagnen lassen sich Kriterien für Kampagne-Führung gewinnen. In »Das Belgische Experiment« führt sie vor, wie zwei widersprüchliche Kampfmittel – das der Allianz mit den Liberalen im Parlament und das der Massenaktion auf der Straße – so verkoppelt wurden, dass die Kampagne fehlschlug: »Dadurch kam in die Politik der sozialistischen Partei eine gewisse Zwitterhaftigkeit, Unsicherheit und Halbheit. Den deutlichsten Ausdruck bekam dieser Zustand in der verunglückten Kampagne des Jahres 1902, wo die Verkoppelung der Streikaktion der Masse mit der liberalen Allianz im Parlament erst die Parteiführer bewogen hatte, die Aktion der Masse nur als Schreckschuss zuzulassen, um sie dann so rasch als möglich nach Hause zu schicken, worauf dann naturgemäß auch die parlamentarische Aktion in sich zusammenbrechen musste« (Ebenda, S. 200). Eine sozialistische Kampagne braucht eine ge-

»Weil es für Rosa Luxemburg ›in erster Linie darum gehe muss, die breiten Massen zur politischen Aktionsfähigkeit zu erziehen«, folgt als ›zweite dringliche Aufgabe des Sozialismus« die der geistigen Befreiung des Proletariats von der Vormundschaft der Bourgeoisie, die sich in dem Einfluss der nationalistischen Ideologie äußert.« Wolfgang Fritz Haug: Hegemonie, in HKWM Bd. 6/1, S. 11.

schulte Parteiführung, lässt sich bei Luxemburg lernen, braucht kompetente organische Intellektuelle, um nicht übertölpelt zu werden. So etwa bei der Dreyfus-Kampagne in Frankreich, in der es zunächst darum ging, die »ganze Wahrheit und das volle Licht« (GW 1/2, 29) in die Affäre zu bringen. Hier zeigt Luxemburg (1900/1901), wie der sozialistische Abgeordnete Jean Jaurès »in einem Augenblick (...) alles zunichte (machte), was er im Laufe von zwei Jahren geleistet hatte«, indem er »die Erhaltung der Regierung am Ruder zur Richtschnur seines Verhaltens (machte). Die Abstimmung über das Amnestiegesetz war das Waterloo seiner Dreyfus-Kampagne« (GW 1/2, 28 f.). Auch Georges Sorel beobachtet 1898, wie die »Kampagne für Dreyfus den Militaristen Kraft gibt« (zitiert nach Gramsci, Gefängnishefte 15, § 57). Über die sozialistische Politik zum Generalstreik in Belgien urteilt Luxemburg: »So durcheinander in Sprüngen, in Kreuzundquerzügen liefen während der jüngsten belgischen Kampagne die verschiedenen Losungen: die Obstruktion im Parlament, der Generalstreik, die Kammerauflösung, die Intervention des Königs, wobei keine dieser Losungen bis zu Ende durchgeführt und schließlich die ganze Kampagne, ohne jeden ersichtlichen Grund, mit einem Male erstickt (...) wurden« (1901/02, GW 1/2, 214). Die Abwesenheit einer »klaren konsequenten Taktik« (Ebenda, S. 212) führte dazu, dass »die mit den Sozialisten alliierten Liberalen als die eigentlichen Führer, die Sozialisten nur als ihre gehorsamen Willensvollstrecker und die Arbeiterschaft als eine passive Masse« erschienen (Ebenda, S. 215). Die Führung sozialistischer Kampagnen bedarf eines klaren Klassenstandpunktes und wissenschaftlicher Durchdringung der Lage. Damit setzt Luxemburg auf die Dialektik von Nah- und Fernzielen, die ihr Konzept »revolutionärer Realpolitik« bestimmt (GW 1/2, 373). Im Dreyfus-Fall hätte die sozialistische Kampagne auf ein Milizheer zielen müssen, statt wie die Bürgerlichen bloß gegen Auswüchse zu streiten.

Antonio Gramsci befasst sich in den »Gefängnisheften« vielfach mit Kampagnen von oben. Besonders wichtig ist seine Analyse des Zusammenhangs staatlicher Kampagnen mit wirtschaftlichen Erfordernissen bei der Einführung des fordistischen Produktionssystems. Hier ging es darum, den für Fließbandarbeit geeigneten Menschentyp u. a. durch Einflussnahme auf seine Lebensweise hervorzubringen: »Aber der hohe Lohn ist zweischneidig: es ist nötig, dass der Arbeiter sein überschüssiges Geld »rational« ausgibt, um seine nervlich-muskuläre Leistungsfähigkeit zu erneuern, zu erhalten und möglichst zu erhöhen, nicht um sie zu zerstören oder zu schädigen. Und daher die Kampagne gegen den Alkohol, den gefährlichsten Zerstörungsfaktor der Arbeitskraft, die zur Staatsfunktion wird. Es ist möglich, dass auch andere »puritanische« Kampagnen zur Staatsfunktion werden, wenn sich die Privatinitiative der Industriellen als unzureichend erweist oder wenn bei den Arbeitermassen eine zu tiefe und ausgedehnte Moralkrise ausbricht, was als Folge einer langen und ausgedehnten Arbeitslosigkeits-Krise geschehen könnte« (Gefängnishefte 22, § 11, 2087).

An anderer Stelle geht es um »Einschüchterungs- Kampagnen« (Gefängnishefte 1, § 43, 97) im Nord-Süd-Streit. Solche Kampagnen zur Sicherung der Hegemonie des Nordens über den Süden

»Sofern der Staat ein ethischer, erzieherischer und ideologischer Apparat ist, der die von ihm beherrschten Gesellschaftssubjekte formt oder bedingt und auf diese Weise Konsens stiftet, muss auch die Partei als Gegenmacht ihre hegemonialen Machtformen entwickeln und entfalten, indem sie neue Formen des Verhaltens, des Common sense, der gesellschaftlichen Subjektivität hervorbringt. Dieser Begriff von Gegenmacht als einem ethischen und erzieherischen Apparat ist in den Werken von Marx, Lenin, Mao und anderen zweifellos vorhanden, wird aber am deutlichsten im Denken von Gramsci entwickelt.« Hans-Joachim Sperling, Christof Ohm: Gegenmacht, in HKWM Bd. 4, S. 1360.



seien »an Strömungen der öffentlichen Meinung und an Stimmungen gebunden«, »die wegen der Atmosphäre der Einschüchterung, die sich durch die ›besessene Einheitspolitik‹ herausgebildet hatte, untergründig, latent, potenziell geblieben waren« (§ 44, 107). Am Beispiel der Kampagnen der Action Française arbeitet er heraus, wie sie »verschlüsselt oder halb verschlüsselt« fungieren: »es wird ein Teil Wahres veröffentlicht, um zu verstehen zu geben, dass man alles weiß, oder es werden listige, für die Interessierten verständliche Anspielungen gemacht. Diese heftigen personenbezogenen Kampagnen (...) elektrisieren die Anhänger, weil das Prahlern mit der Kenntnis der geheimsten Dinge den Eindruck großer Fähigkeit erweckt, ins gegnerische Lager einzudringen, und einer starken Organisation, der nichts entgeht; sie stellen das republikanische Regime als kriminelle Vereinigung hin; sie lähmen eine Reihe von Gegnern mit der Drohung, sie bloßzustellen; und sie machen aus einigen geheime Gönner« (Gefängnishefte 13, § 37, 1616). Gramsci zeigt vielfach, wie »moralisierende Kampagnen« dazu dienen, das Volk dazu zu bringen, eine politische Abrechnung zu akzeptieren. Im Grunde entziffert er große Teile von Politik als Exerzierfeld von Kampagnen, die Kampagne also gewissermaßen als Normalität von Politik in Demokratien, als Mittel im Kampf um Hegemonie (u. a. Gefängnishefte 6, § 131). Immer geht es darum, die öffentliche Meinung zu steuern, um die Bevölkerung zur Zustimmung zu gewinnen, ohne dass ihre Interessen zum Tragen kommen. Die »Gefängnishefte« enthalten daher einen reichhaltigen Schatz von Kampagnen-Analysen, die der tradierten Vorstellung, es würde dem Volk einfach ein X für ein U vorgemacht, überlegen sind, da sie auf der Grundlage arbeiten, dass Kampagnen von oben auch mit »Wahrheit«, mit Aufklärung, mit wirklichen Hoffnungen arbeiten müssen, um wirksam zu sein.

Um die Kampagne-Form auch für die Konstituierung eines politischen Subjekts von unten zu nutzen, hält es Gramsci für unumgänglich, die Analyse der Kräfteverhältnisse ebenso wie die Formierung der kollektiven Handlungsfähigkeit voranzutreiben. Er zeigt, »welches die Punkte geringsten Widerstands sind, worauf die Willenskraft am fruchtbarsten verwandt werden kann, (...) welche Sprache die Menge am besten versteht usw. Das entscheidende Element jeder Situation ist die dauerhaft organisierte und von langer Hand vorbereitete Kraft, die man vorrücken lassen kann, wenn man eine Situation als günstig einschätzt (...); deshalb ist die wesentliche Aufgabe, systematisch und geduldig darauf zu achten, diese Kraft zu formieren, zu entwickeln, sie immer homogener, kompakter, selbstbewusster zu machen« (Gefängnishefte 13, § 17, 1564 f.). Die Kampagne ist somit die Ausrichtung der Kräfte auf ein bestimmtes Ziel als auch die diese Kräfte als ihr Subjekt selbst erst schulende und formierende Bewegung.

Lenin betreibt den Aufbau des Sozialismus mit einer Reihe von großen Produktions-Kampagnen, etwa die zur Elektrifizierung des Landes. Hier verschiebt er die Dialektik von Nah- und Fernzielen in eine Strategie der Kampagne, sogleich alle Kräfte anzuspannen, auch wenn klar ist, dass das Ziel, »jedes Haus (...) elektrisch zu beleuchten« (an Krshishanowski, Dezember 1920, Lenin Werke 35,

442) nicht kurzfristig erreicht werden kann. Zentrales Moment ist die Mobilisierung der Massen, die in der Teilnahme an der Kampagne zur Teilhabe an der Gestaltung von Gesellschaft geschult werden. Wir haben »für *lange* Zeit weder 20 Millionen (– 40 Millionen?) Glühbirnen noch Leitungen u.dgl. Aber der Plan ist dennoch *sofort* nötig, auch wenn es ein Plan für mehrere Jahre ist. (...) Zweitens muss man sofort einen Plan *für kürzere Zeit* ausarbeiten, und dann (...) muss man erreichen, dass die *Massen* in den *Wettbewerb* treten und *selbst die Initiative ergreifen*« (Ebenda). Diese Struktur von Kampagnen-Führung versetzte das Land in eine Art Daueranspannung, ermöglichte großartige Leistungen bei der nachholenden Industrialisierung, beim Ernteeinsatz, bei der Notversorgung mit Holz und Kohle und zeigte zugleich schon die Verwandlung in bürokratische Routine. In den Subbotniks, einer Art freiwilliger Verpflichtung zu unbezahlter Arbeit am freien Tag, erhielten die Kampagnen die Form »kommunistischer Arbeit im Massenmaßstab« (LW 31, 111). In seiner Rede zum »Gesamtrussischen Subbotnik am 1. Mai« (1920) rückt Lenin das erzieherische Moment an erste Stelle, den Kampf gegen die Gewohnheit »untergeordneter« Arbeit zugunsten des freiwilligen Einsatzes (Ebenda, S. 112). »Wir werden Jahre und Jahrzehnte daran arbeiten, dass sich die Subbotniks einbürgern, entwickeln, ausbreiten, vervollkommen, in unserem Denken und Fühlen heimisch werden. Wir gehen dem Sieg der kommunistischen Arbeit entgegen!« (Ebenda, S. 113)

Beim Aufbau des Sozialismus in der frühen Sowjetunion wie in den später hinzukommenden sozialistischen Ländern waren Kampagnen wichtige Instrumente, um die Entwicklung zu beschleunigen oder/und schnellen Arbeitskräfteeinsatz zu organisieren. Dies gilt für den »Großen Sprung nach vorn« in China, für »Ernteschlachten« und andere Einsätze in der DDR und Osteuropa, um Defizite der Planwirtschaft auszugleichen, es gilt auch für die Zuckerrohr-Kampagnen in Kuba, wo einmal, um das Plansoll zu erreichen, kurzerhand das offizielle Jahresende hinausgeschoben wurde.

Alle diese Kampagnen verknüpften die Vorteile eines konzentrierten Arbeitskräfteeinsatzes in zeitlicher Begrenzung mit dem Sinn, das Engagement für den Sozialismus aufzunehmen und zu vertiefen. Eindrücklich hat dies Brecht verdichtet und Eisler vertont im Gedicht über die »Teppichweber von Kujan-Bulak«, in dem die unter der Malaria leidenden Arbeiter den die Krankheit übertragenden Mücken den Garaus machen zu »Ehren Lenins«. Die Kampagnen hatten demnach ökonomische wie gesellschaftlich-erzieherische Ziele.

In der Wirklichkeit wurde jedoch der Widerspruch zwischen dem Zentralismus der Führung und der Masseninitiative von unten weitgehend zu Gunsten organisierter politischer Rituale still gestellt. Prototypisch: »Die im Januar bevorstehende Lenin-Kampagne ist von außerordentlicher Bedeutung für die revolutionäre Erziehung der Massen zum Internationalismus. Der Versuch der Zusammenlegung der drei Jahrestage – des Todes von Lenin sowie der Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg – in einer Kampagne (...) hat positive Resultate gezeitigt. Wir schlagen vor, das gleiche im bevorstehenden Jahr zu wiederholen« (Komintern 1929, 252). Wie ein unter Dauerspannung gesetztes Gummiband erschlafft,

so die Kampagnen, die permanent organisiert werden. Was als Apathie der Massen durch weitere Kampagnen behoben werden soll, wird durch eben dieses Mittel verstärkt.

3. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird Kampagne-Theorie in der westlichen Welt ein eigener Gegenstand von Forschung und Lehre. Typisch für die »modernen« Kampagnen ist, dass die Reaktionen der Öffentlichkeit oder bestimmter Zielgruppen kontinuierlich ausgewertet werden, und berücksichtigt wird, dass Kampagnen ihre Träger und Ressourcen während ihres Verlaufs erst zu gewinnen hoffen und dass sie keine im strengen Sinne demokratisch legitimierte oder kontrollierte Form politischen Handelns sind. Da ihr Ziel exakt definiert ist, sind Strategie und Taktik zu seiner Erreichung wissenschaftlicher Betrachtung zugänglich, was sich häufig in der Auslagerung an Werbefirmen niederschlägt. Während die Kampagne also zum einen Kind der Demokratisierung ist, wohnt ihr zum anderen ein – doppeltes – Demokratieproblem inne. Sie verweist auf die Möglichkeit, politische Ziele durch breite Beteiligung kämpfend durchzusetzen, jedoch gleichzeitig auf die Bedeutung von finanziellen und medialen Ressourcen; sie verweist auf die Chancen organisierten kollektiven Handelns, gleichzeitig jedoch auf die Gefahr der Massen-Entmündigung innerhalb der Kampagne.

Indem jedes Ziel zum Gegenstand von Kampagnen werden kann, werden diese inflationär. Das Misstrauen wächst. Im Politischen kann man damit rechnen, dass Kampagnen zu Verschwörungsmustern tendieren – so bei den Kampagnen um Sex-Affären von Politikern direkt vor der Wahl oder anderen Formen, Schmutz aufzuwirbeln. Der Verschwörungsgedanke liegt umso näher, je mehr das politische Klima populistisch gegen links gesteuert wird. Die Geschichte des Kalten Krieges ist voll von Beispielen, in denen von rechts Ressentiments gegen links in Form von Kampagnen geschürt wurden. So die den Berufsverboten vorhergehenden Kampagnen des »Bundes Freiheit der Wissenschaft« oder die mit lüsterner Sexualverdächtigung operierende Kampagne gegen den damals bereits aufgelösten »Schülerladen Rote Freiheit«, eine Kampagne, die den Schülerladen »als Prügelknabe und als Prügel zugleich« benutzte (W. F. Haug 1973, 126). Weitere Beispiele bieten die Kampagnen um die Frauenquote der 1980er Jahre, später gegen das Erbe der 68er und gegen die Frauenbewegung.

Umgekehrt gab es linke Kampagnen, z. B. gegen die atomare Aufrüstung der Bundeswehr (1958), gegen den Vietnamkrieg (1965), gegen das Zeitungsmonopol des Axel Cäsar Springer (1969), gegen den Abtreibungsparagraphen (1969). Kurz, die Kampagne wurde zur Zeit der »Neuen sozialen Bewegungen« ein wesentliches Instrument außerparlamentarischer Politik. Die »Attacademie« 2007 nennt »Kommunikationsstrategien, Fundraising, Kampagnen-Theorie, Aktionsplanung, Didaktik« als zentrale Gegenstände der Veranstaltung.

In den 1990er Jahren gab es staatlich organisierte, von Bewegungen unterstützte, medial ausgetragene Kampagnen im Sexualpolitischen (vgl. F. Haug 1999) – gegen Kindesmissbrauch, gegen sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, gegen Gewalt in der Ehe und die

»Die vom Jugendsenator für Kinderläden in Aussicht gestellte Förderung für 1969 geriet unterm Druck einer Kritik von rechts ins Kreuzfeuer einer medialen Hetzkampagne und politischer Instrumentalisierung. Im Bericht des Senats ›über sogenannte Kinderläden‹ (28. 6. 1969), der erfolgte, nachdem die CDU die Unterstützungspläne für die Kinderläden in die Nähe einer ›Kindeswohlgefährdung‹ (angebliche ›Hungerödeme‹ u. dgl.) gerückt hatte, sind das pädagogische Anliegen und die politische Perspektive der Kinderläden schließlich ganz auseinander getreten: ›Der Senat (...) ist gegenüber einer verantwortlichen Bürgerinitiative, die sich auf der Basis wissenschaftlich begründeter Reformpädagogik bewegt, aufgeschlossen‹ – als nicht ›modellhaft‹ aber gelten Kinderläden, hinter denen ›die Konzeption steht, dass die Pädagogik nur gleichzeitig mit der Gesellschaft revolutioniert werden kann‹ (zit. n. ebd., 201)«. Christian Wille: Kinderläden, in: HKWM 7/1 (im Druck).

»So könnte man mit einem gewissen Recht behaupten, dass die Kampagnen gegen Kindesmissbrauch dort ihren Ausgangspunkt nehmen, wo Sigmund Freud für die Behauptung, dass auch Kinder eine Sexualität hätten, auf Empörung bei der Wiener Ärzteschaft stieß.« Frigga Haug, Kindesmissbrauch, in: HKWM Bd. 7/1 (im Druck).

Sex-Kampagne gegen den US-Präsidenten Clinton. Über fünf Jahre schien das Sexuelle eine Hauptproblematik westlicher Gesellschaften zu sein. Die Wissenschaften, der Gesetzgeber, die Öffentlichkeit wurden mobilisiert, die Kräfte konzentriert. Ohne nennenswerte Umbrüche im Gesellschaftlichen schlofen die Kampagnen wieder ein. Kampagne tritt auch auf als eine Art politischer List, durch Mobilisierung von Massenmeinungen und deren Konzentrierung auf bestimmte Punkte, hinterrücks verdeckte Interessen zu verfolgen. Kampagnen können also als Ablenkungstheater auf der Vorderbühne spielen, während auf der Hinterbühne Schlachten geschlagen werden. In der in den 1990er Jahren von der FAZ begonnenen Kampagne um die Rechtschreibreform konnte man studieren, wie die intellektuelle Linke – ganz wie Luxemburg dies analysiert hat – sich zu großen Teilen von den Konservativen einspannen ließ und für eine »ursprüngliche« Sprache stritt, als sei nicht jeder Sprachgebrauch historisch geworden und Produkt von Herrschaft wie von Widerstand. Wie die Dreyfus-Kampagne endete auch die Rechtschreib-Kampagne nach großem rhetorischen Kräfteverbrauch und neuen Spaltungen in allseitiger Verwirrung.

Ein aktueller Gegenstand von Kampagnen-Politik ist der Klimawandel. An dieser Kampagne lässt sich ebenfalls gut studieren, wie weit der Gegenstand selbst während der Kampagne konstituiert wird, wie er vom Staat, von den Wissenschaften, von der Wirtschaft und von links besetzt wird, welche Interessen dabei zum Tragen kommen und gebündelt werden. Ob es zur Konstituierung eines neuen politischen Subjekts kommen wird, ist noch nicht abschätzbar. Die Entwicklung einer Kampagne-Kultur im Politischen bedeutet dessen Popularisierung in eins mit seiner Bagatellisierung; sie arbeitet ebenso mit Aufklärung wie mit Irreführung.

In jüngster Zeit wird die Debatte für und wider Kampagnen-Orientierung angesichts der »Amerikanisierung« europäischer Wahlkämpfe geführt. Wegbereiter war hier besonders die Sozialdemokratie mit Tony Blair in Großbritannien an der Spitze, der den »spin doctors« seine Wahlkämpfe anvertraute, die sich brüsten, mit dem nötigen Geld und der nötigen Autorität gegenüber der Partei nahezu beliebige politische Inhalte in der Öffentlichkeit durchsetzen zu können; oder Gerhard Schröder in Deutschland, der mit der Etablierung der »Kampa«, der Kampagnen-Leitung im Wahlkampf, sichtbar auf das Element der wissenschaftlichen Wahlkampfführung setzte, mit Ereignis- und Themenmanagement, Krisenbewältigung, Onlinewahlkampf, Mobilisierungs-Kampagnen, Spendenwerbung und Personalisierung (Althaus 2002, 13 ff.). Beide Entwicklungen haben sowohl kurzfristige Erfolge gezeitigt als auch Gefahren verdeutlicht: Die Ausschließung der Parteien von der Definition der Wahlkampfinhalte wirkt demobilisierend und hat die prinzipielle Delegitimierung etablierter Politik zur Folge.

In der marxistischen Debatte ist die Diskussion um Kampagnen-Orientierung und Kampagnen-Politik im Spannungsfeld reformistischer und revolutionärer Strategien zu verorten. Die Kampagne ist reformistisch, insofern sie auf konkret erreichbare Ziele abhebt; sie geht darüber hinaus, indem sie auf Massenmobilisierung setzt und Kräfteverhältnisse nicht nur punktuell, sondern langfristig ver-

»In den Kampagnen gegen Kindesmissbrauch überlagert sich konservative Moral mit dem Bestreben, das Rad der Entwicklung hinter '68 zurückzudrehen und dem Einklagen von Kinder- und Jugendrechten. Zugleich sind sie vor dem Hintergrund des Übergangs zur informationstechnologisch grundierten Globalisierung der Märkte und der Abkehr von der im fordistischen Nationalstaat herrschenden uniformen Normalisierung zu verstehen.«  
 Frigga Haug: Kindesmissbrauch, in: HKWM Bd. 7/1 (im Druck).

»In Frankreich wuschen Bewegungsfrauen ihre Unterwäsche in öffentlichen Brunnen, in Deutschland verbrannten sie öffentlich Büstenhalter auf vornehmen Straßen, um gegen die Vermarktung ihrer Körper zu protestieren. In Holland besetzten sie öffentliche Männertoiletten, weil es für Frauen in der Öffentlichkeit keine gab ... Das katholische Frankreich war schockiert, als einige Hundert prominente Frauen einen Aufruf unterzeichneten: ›Auch wir haben abgetrieben.‹ Der Aufruf bahnte den Weg für die Pille und das Recht auf legale und freie Abtreibung im Frankreich der 1970er Jahre. In Deutschland wurde er wiederholt und löste den Beginn der Frauenbewegung als Massenbewegung aus.«  
 Eva Nikell, Frauenbewegung in: HKWM Bd. 4, S. 846 f.

schiebt. Verstanden als »Aktivierungsdispositiv« (W. F. Haug 1985, 171 ff.) wird die Kampagne zu einer Form des Politischen, in der eine breite Selbsttätigkeit und Selbstdefinition von Inhalten und Handlungsformen stattfindet und das Verhältnis von zentraler Koordination und breiter Teilnahme nicht als Autoritätsverhältnis von oben nach unten strukturiert ist. Ein solcher Kampagnen-Begriff bemisst den Erfolg nicht hauptsächlich an der Durchsetzung des anvisierten Ziels, sondern an der Veränderung politischer Kulturen. Dies ist exemplarisch zu studieren an den immer wieder geführten Quoten-Kampagnen, in denen deutlich wird, dass die Quote der Weg, nicht das Ziel ist, das vielmehr in der Brechung der Macht des mit dem Kapitalismus verquickten Patriarchats besteht. Solche Veränderung politischer Kulturen kann jedoch nicht hinterm Rücken der Akteure erfolgen, sondern muss offener und sichtbarer Bestandteil der Kampagne selbst sein.

Während die Formensprache und die inhaltliche Fokussierung auf ein zeitlich begrenztes, klar definiertes Ziel allen Kampagnen gleichermaßen eignet, kommt es darauf an, politische Kampagnen nach Standpunkten analytisch scharf zu unterscheiden. Während die Kampagnen der Herrschenden Ziele verfolgen, für die das ausgegebene Kampagne-Ziel zumeist nur Ablenkungscharakter oder bestenfalls unterhaltenden Wert hat, zielen Kampagnen von links allesamt auf die Konstituierung eines politischen Subjekts derer, denen die Verhältnisse anders den Subjektstatus vorenthalten. Auch in diesen Fällen sind die Ziele wesentlich Mittel, um das Fernziel der Gewinnung politischer Handlungsfähigkeit zu erreichen. So ist etwa in der Abtreibungs-Kampagne der 1970er Jahre exemplarisch zu studieren, wie sich eine Bewegung herausbildete, die weit mehr als die Änderung eines Paragraphen einklagte, vielmehr letztlich auf eine alternative Gesellschaft zielte. Dies ist in den Kampagnen von oben ausgeschlossen, da sie strukturell auf Vereinzeln setzen. Gleichwohl kann die in allen Kampagnen angefachte Massenmobilisierung unter Umständen auch in Kampagnen von oben, die gar nicht darauf abzielen, die Massen tatsächlich an der Regelung des Ganzen zu beteiligen, außer Kontrolle geraten. Dies geschah etwa im Falle der Kampagnen gegen die Studentenbewegung, deren Folge der Mordanschlag auf Rudi Dutschke war. Im Prozessgutachten führt Wolfgang Fritz Haug vor, wie in der Medien-Kampagne systematisch eine Pogromstimmung erzeugt wurde. Einer von ihm zitierten Studie des Springerkonzerns zufolge kommt es »darauf an, dem Leser die Möglichkeit zu bahnen, ›seine Es-Ansprüche ersatzweise zu befriedigen, ohne dass er damit den eigenen Bestand und das gesellschaftliche Gefüge gefährdet« (1969, 160). Haug zeigt, dass im massenmedialen Bild von der Studentenbewegung in der Tat »Zeichen von Triebfreiheit besonders herausgestellt« worden sind: »›Gammeln, Nichtstun und Faulenzen‹ löst die größte Wut bei denen aus, die ihre sinnlose fremdbestimmte Arbeit selber satt haben« (Ebenda). Als der Attentäter auf Dutschke schoss, handelte er »als Exekutor eines verschlüsselten öffentlichen Auftrags« (Ebenda, S. 167). Ähnliches geschieht in Gestalt der Lynchjustiz gegen die in den sexualpolitischen Kampagnen der Pädophilie Verdächtigten. In solchen aus dem Ruder gelaufenen Fällen greift der Staat in der

Form der Justiz ein und bestraft diejenigen, die die Kampagnen als Handlungsaufforderung an sich verstehen und auf eigene Faust als unbefugte »Exekutoren eines verschlüsselten öffentlichen Auftrags« aktiv werden.

Im Großen und Ganzen ist die Kampagne von oben die Form, in der die Bürger subaltern an der Politik beteiligt werden. Daher die ständige Zunahme von Kampagnen, etwa sich an der Mülltrennung zu beteiligen, Brot für die Welt zu spenden, für saubere Städte zu sorgen usw., die den einzelnen das Gefühl geben, als weiterhin Vereinzelte gleichwohl Gesellschaft mitzugestalten. Ähnlicher Logik folgt eine Reihe von Kampagnen von links, die etwa zum Boykott bestimmter Nahrung, Kleidung, Blumen etc. aufrufen; oder auch die ganz auf Kampagnen ausgerichtete Arbeit von NGOs wie Amnesty International. Sie zielen nicht auf die Konstituierung eines politischen Subjekts, haben aber den Kampagnen von oben voraus, dass Aufklärung über Ausbeutungszusammenhänge zu den Grundlagen gehört. Ein Gegenbeispiel von links hat ab 1994 die Kampagne der Zapatistas geboten, die die Subjektivität der Massen auf eine Weise respektierte, an der sich eine weltweite Bewegung entzünden konnte.

#### **Bibliographie**

- M. Althaus: Strategien für Kampagnen. Klassische Lektionen und modernes Targeting, in: Ders. (Hrsg.): *Kampagne! Neue Strategien für Wahlkampf, PR und Lobbying*, Bd. 1, Münster 2002, S. 11-44.
- F. Haug: Dialektik sozialpolitischer Kampagnen, in: Dies.: *Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit*, Hamburg 1999, S. 127-52.
- W. F. Haug: Der Mordanschlag auf Rudi Dutschke vor dem Hintergrund der latenten Pogromstimmung gegen die studentische Minderheit. Prozessgutachten (1969), in: Ders.: *Warenästhetik, Sexualität und Herrschaft*, Frankfurt/M. 1972, S. 155-69.
- Ders.: Lehren aus dem Scheitern und der Angreifbarkeit des Schülerladens »Rote Freiheit«, in: Ders.: *Bestimmte Negation*, Frankfurt/M. 1973, S. 123-42.
- Ders.: Strukturelle Hegemonie, in: Ders., *Pluraler Marxismus 1*, Berlin/W 1985, S. 158-84.
- Komintern: Über die Vorbereitung der Gedächtniskampagne Lenin-Liebkecht-Luxemburg (1929), Politisches Sekretariat des Exekutivkomitees, in: *Die Kommunistische Internationale über die revolutionäre Partei und die marxistisch-leninistische Weltanschauung der Arbeiterklasse*, Auswahl von Dokumenten und Materialien 1919-1943, hrsg. vom IML beim ZK der SED, Berlin/DDR 1986, S. 252-57.
- G. Voigt: Hitler als Markentechniker, in: *Warenästhetik. Beiträge zur Diskussion, Weiterentwicklung und Vermittlung ihrer Kritik*, Frankfurt/M. 1975, S. 231-60.

JÖRG BECKER

## Massenmedien, Migration und positive Differenz

### *Islamfeindlichkeit*

Seit der Ermordung des niederländischen Schriftstellers und Filmregisseurs Theo van Gogh im November 2004 durch einen islamistischen Attentäter wachsen meine Zweifel darüber, ob Sprache, Dialog und Kommunikation noch in der Lage sind, Feindbilder, mentale Verkrustungen und rigide Abwehrängste abzubauen. Bestimmte Wörter sind einfach nicht mehr benutzbar. Das Reden um die Zuwanderung ist inzwischen unerträglich geworden. Dicke und schwere Wörter wie Integration, Parallelgesellschaft, Terrorismus, Anpassung, Islam, Kopftuch, Deutschunterricht usw. erschlagen inzwischen alle Betroffenen. Diese Wörter haben längst keinerlei Bedeutung mehr. Diese Begriffe sind Non-Wörter. Es sind Geschütze, Kanonen, Maschinengewehre, Vorschlaghämmer, Totschläger und Dialog-Verhinderer. Sprache hat sich in ein politisch ritualisiertes Dada ohne jegliche Semantik aufgelöst. Mit dem genialen österreichischen Sprachverdrehler Ernst Jandl bleibt nur noch die Möglichkeit, von Rialog, Iglam, Ropftuch oder Tellolismus zu reden. Man kann also einen deutsch-türkischen und einen islamisch-christlichen Rialog kaum noch führen. Politiker haben inzwischen Sinn stiftendes Reden verlernt.

»Sprache definiert und verdammt den Feind nicht nur, sie erzeugt ihn auch; und dieses Erzeugnis stellt nicht den Feind dar, wie er wirklich ist, sondern vielmehr, wie er sein muss, um seine Funktion für das Establishment zu erfüllen.«, so hat der Philosoph Herbert Marcuse einmal die Rolle und Funktion von Feindbildern definiert. Und van Gogh muss um diese Funktionen der Sprache gewusst haben, denn seine anti-islamischen Texte waren unerträglich: primitiv, dumpf, kleinbürgerlich, spießig, rassistisch, zündelnd, mit dem Feuer spielend. Seine »hate speech« diffamierte und war ganz sicherlich ein gewichtiger Teil einer sich immer vehementer drehenden Hass-Spirale von Hass-Mord-Hass-Mord. Auch Wörter können töten, wie wir aus den so genannten Hass-Radios 1994 im Bürgerkrieg in Ruanda noch gut in Erinnerung haben. Aber Wörter legitimieren freilich nie einen Mord.

Anti-islamische Feindbilder kommen in den Niederlanden und Deutschland nicht nur dumpf-spießig, sondern auch aufgeklärt-intellektuell daher.<sup>1</sup> Gerade in einigen linken Zirkeln gelten Muslime inzwischen als »ätzend«, ist »Islam-Bashing« in<sup>2</sup>. Da heißt es z. B. in der »anti-deutschen« Zeitschrift »Bahamas«: »Das Lob von Dummheit und Armut, das der Islam als Ideologie archaischer Ge-

Jörg Becker – Jg. 1946, Prof. Dr., Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Pädagogik in Marburg, Bern und Tübingen; Hochschullehrer an den Instituten für Politikwissenschaft der Universität Marburg und der Universität Innsbruck und Geschäftsführer des KomTech-Instituts für Kommunikations- und Technologieforschung in Solingen. Arbeitsgebiete: Internationale, vergleichende und deutsche Kommunikations-, Medien- und Kulturforschung, Technologiefolgenabschätzung und Friedensforschung; dazu zahlreiche Veröffentlichungen in mehr als zehn Sprachen.

Der Text basiert auf einem Vortrag auf dem Internationalen Kolloquium »1001 Nachrichten« des Orientalischen Seminars der Universität Zürich,

24. - 25. November 2006  
und in der VHS in Osna-  
brück, 29. Mai 2007

1 Generell vgl. die hervor-  
ragende Arbeit von Sabine  
Schiffer: Die Darstellung des  
Islams in der Presse. Spra-  
che, Bilder, Suggestionen.  
Eine Auswahl von Techniken  
und Beispielen, Würzburg:  
Ergon-Verlag 2005; für die  
USA vgl. Karim H. Karim:  
Islamic Peril. Media and  
Global Violence, Montréal  
und New York: Black Rose  
Books 2000 und Qureshi,  
Emran und Michael A. Sells  
(Hrsg.): The New Crusades.  
Constructing the Muslim  
Enemy, New York: Columbia  
University Press 2004.

2 Vgl. dazu Edith Kresta  
und Eberhard Seidel: Liebe  
deinen Nächsten wie dich  
selbst? Ein Ruck geht durch  
das Land. Viele sagen es  
nun laut: Muslime sind  
ätzend, in: Die Tageszei-  
tung, 23. Dezember 2002,  
S. 16-17. Auf der Seite links-  
liberaler Intellektueller und  
Publizisten haben sich in  
Deutschland in den letzten  
Jahren besonders die fol-  
genden Autorinnen und Au-  
toren mit islamfeindlichen  
Publikationen hervorgetan:  
Henryk Broder, Claudia  
Dantschke (Aypa-TV),  
Dan Diner (Leipzig), Hans  
Magnus Enzensberger,  
Ralph Giordano (Köln),  
Wolfgang Huber (EKD),  
Johannes Kandel (Friedrich  
Ebert-Stiftung), Matthias  
Küntzel, Alice Schwarzer  
(Emma), Eberhard Seidel  
(taz), und Hans-Ulrich Weh-  
ler (Bielefeld). Den Arbeiten  
dieser Autorinnen und Auto-  
ren mangelt es zumeist an  
einfachsten religionssozio-  
logischen Kenntnissen, oft  
sind sie in ihrer Argumen-  
tation einem Schwarz-Weiß-  
Bild verhaftet, meist arbeiten  
sie auf der Basis von Miss-

schaften des einfachen Tauschs singt, ist die Melodie des deut-  
schen Gemüts. Islam ist Heidegger für Analphabeten«<sup>3</sup> und parallel  
dazu schreibt Ulla Unseld-Berkéwicz, Inhaberin des Suhrkamp-Ver-  
lages und damit eine der zentralen politischen Schaltstellen für die  
gesamte links-liberale deutsche Kulturpolitik, in einem Essay über  
Fanatismus im Jahre 2002 folgende Sätze:

»Unterdrückt, klein gehalten, dumm gemacht, am Fortschritt geh-  
hindert, zum Rückschritt gezwungen, stehen die muslimischen Völ-  
ker des Ostens heute weit unter dem Bildungsniveau derer des Wes-  
tens. Bauchmenschen, Glaubenstiere, hysterisch und fanatisiert,  
zurückgeworfen auf Viehhändlergebote, im gerechten Bewusstsein,  
dass ihnen Unrecht geschieht, doch ohne das intellektuelle Rüst-  
zeug, im Rahmen der Vernunft, die doch der morgenländischen  
Weisheit erster und letzter Ratschluss ist, dagegen zu kämpfen.«<sup>4</sup>

Wie bitte?

Man muss diesen Text zweimal lesen: »ohne intellektuelles Rüst-  
zeug«, »hysterisch und fanatisiert« und gar »Glaubenstiere«? Darf  
man so einen Text eigentlich ungestraft veröffentlichen? Ist das  
Volksverhetzung? Was bezweckt die Autorin mit diesem Text? Ist  
sie naiv? Ist sie mutig? Ist sie ehrlich? Welche Erfahrungen hat die  
Autorin mit muslimischen Menschen? Welches »intellektuelle Rüst-  
zeug« hat sie selbst? Ist die Autorin selber gläubig oder religiös?  
Was würde in Deutschland passieren, wenn man in diesem Zitat das  
Adjektiv »muslimisch« in »weiblich« oder gar »jüdisch« austau-  
schen würde? Würde in diesem Fall die Staatsanwaltschaft mit Erm-  
ittlungen wegen des Verdachts auf Volksverhetzung beginnen?

In der deutschen Medienlandschaft waren und sind es insbeson-  
dere Illustrierte und Magazine wie »stern« und »Der Spiegel«, die  
mit ihren reißerischen Titeln und Aufmachern vor der »Weltmacht  
des Islam« oder dem »Geheimnis Islam« warnen. Diese Medien  
wirken durch ihren Mix aus Bildsprache und Symbolen, mit bedroh-  
lich wirkenden Menschen»massen«, wütenden Männern, verschlei-  
erten Frauen. Am 8. Oktober 2001 titelte »Der Spiegel«: »Der religiöse  
Wahn. Die Rückkehr des Mittelalters«. Zwischen dem brennenden  
World Trade Centre, verummten Kriegerern mit Maschinengeweh-  
ren und einem Halbmond zeigt sich das Gesicht von Osama Bin La-  
den. Dem folgte der »stern« am 25. Oktober 2001 mit einem Titelbild,  
auf dem über kriegerischen Reiterhorden der kleine Augenschlitz ei-  
ner tief verschleierten Frau zu sehen ist. Dazu heißt es auf dem Titel-  
blatt: »Neue Serie: Die Wurzeln des Hasses. Mohammeds zornige  
Erben. 1 400 Jahre zwischen Stolz und Demütigung«.

Warum sind gerade »stern« und »Spiegel« – einst Vorzeigobjekte  
für eine erfolgreiche Umsetzung von Vernunft und Aufklärung in  
Journalismus – seit einigen Jahren ausländischer- und islamfeindlich?  
Und was hat sich in der Beziehung zwischen der deutschen Kultur  
und islamischen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts geän-  
dert, als Gottfried Wilhelm Leibniz, Gotthold Ephraim Lessing und  
Johann Wolfgang von Goethe gerade in der islamischen Religion  
eine Manifestation von Vernunft und Aufklärung sahen, eine Reli-  
gion ohne Geheimnisse, eine Religion, in der sie Vernunft als innig-  
ste Ergebenheit in Gott erkannten? Lessings religiöse Toleranz in  
der Ringparabel seines »Nathan« ist nicht nur ein Symbol deutsch-



jüdischer Symbiose, es ist vor allem auch eingebettet in seine Gleichsetzung von Islam mit Aufklärung.<sup>5</sup> Diesen deutschen Aufklärern galt der Islam keinesfalls als »Rückfall ins Mittelalter«, ihnen ging es nicht um die Konfrontation zwischen einem »dunklen Islam« gegenüber einem »hellen Christentum« und sie dachten nicht im Entferntesten daran, im Islam »finstere Kräfte der Vor-Moderne« zu sehen. Das Gegenteil war der Fall: »Ex oriente lux«! Das Licht kommt aus dem Osten! Der Islam stand für Wissenschaft, Aufklärung, Wahrheit, Klarheit, Licht, Liebe und Toleranz.<sup>6</sup>

Wie also erklärt sich das mehr als düstere Islambild von »stern« und »Spiegel«?

Ist hinter dem Leser dieser beiden Magazine ein moderner Liberaler zu vermuten: hedonistisch, libertär, metropolitane? Ein Leser, dem es eher um universalistische Rechtsstaatlichkeit als um kulturelle Unterschiede geht, eher ein republikanisch orientierter Bürger denn ein Deutscher, einer, der Religion sowieso für ein Opiat hält, ein Leser, dem es eher um Gleichheit als um Differenz geht, ein Rezipient schließlich, der bei dem Stichwort Multikulti im Wesentlichen an Tourismus, Urlaub, Genuss, Vergnügen, Musik und Essen denkt? Kann aber ein solchermaßen atheistisch-aufgeklärter »Spiegel«-Leser eine tragfähige Brücke zum Islam bauen?

Medienfeindbilder und schlechte Images können sehr reale soziale Folgen haben. Bereits weit vor dem 11. September 2001 ermittelte das Meinungsforschungsinstitut EMNID, dass Muslime in Deutschland im Vergleich zu den Angehörigen anderer Religionen auf die stärksten Vorbehalte treffen. Während Juden von 11 Prozent aller Befragten strikt abgelehnt werden, sind es bei der Frage nach den Muslimen sogar 20 Prozent und für den Zeitraum zwischen dem 11. September und dem 19. Oktober 2001 konnte die Europäische Zentralstelle zur Beobachtung von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit (EUMC) in Wien in allen Ländern der EU einen starken Anstieg rassistischer Gewalt und eine deutliche Zunahme von Islamfeindlichkeit feststellen.

Und während alle diese verschiedenartigen medialen Facetten islamophober Feindbildberichterstattung eigentlich bedenklich genug sind, verschärfte der US-amerikanische Präsident die mediale Gleichsetzung von Islam mit Terror im August 2006 noch dadurch, dass er das Wort »Islamofaschismus« benutzte, eine Begrifflichkeit, die vollends a-historisch und unsystematisch ist.<sup>7</sup>

### *Migrantenmedien*

Man muss um diese Feindbildmechanismen wissen, um verstehen zu können, dass sie einen von drei Gründen verdeutlichen, um zu verstehen, warum sich Migranten von der Mehrheitsgesellschaft abwenden und in eigenen Medien mit sich selbst kommunizieren. Ich sagte drei Gründe: Da ist also zum ersten – wie gezeigt – die Diskriminierung, ja, der Rassismus durch die Mehrheitsgesellschaft und da ist zum zweiten deren völliges Desinteresse an den Migranten. Und vielleicht ist dieser zweite Grund noch bei weitem wichtiger als die mediale Feindbildproduktion. Jede Inhaltsanalyse der etablierten Medien, die die Darstellung der Migranten untersuchen würde, käme vorrangig zu dem Ergebnis, dass über Migranten fast gar nichts berichtet wird – sie sind ganz wesentlich eine Leer- und eine Nullstelle.

trauen und mit (latenten) Unterstellungen, meist kennen ihre Texte eher apodiktisch formulierte Ergebnisse als offene Fragen, meistens arbeiten sie nicht auf der Basis von Originalquellen, oft neigen sie zu Verschwörungstheorien und schließlich basieren ihre grundlegenden gesellschaftlichen Annahmen häufig auf sehr simplen Zivilisations- und Modernisierungstheorien.

3 Bahamas-Redaktion: Hinter dem Ruf nach Frieden verschanzen sich die Mörder!, in: Bahamas, Herbst 2001, S. 31.

4 Ulla Berkéwicz: Du bist getötet worden, weil Du getötet hast, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11. Mai 2002, S. 47.

5 Vgl. Friedrich Niewöhner: Vernunft als innigste Eigenheit in Gott. Lessing und der Islam, in: Neue Zürcher Zeitung, 10. - 11. November 2001, S. 83 und Annemarie Schimmel: Rumi. Ich bin Wind und Du bist Feuer. Leben und Werk des großen Mystikers, München: Diederichs 1995.

6 Als Einstieg in eine Debatte über das Verhältnis von Islam zu Aufklärung vgl. die folgenden Werke: Michael Burleigh: The Clash of Religion and Politics in Europe from the French Revolution to the Great War, New York: Harper & Collins 2006; Gazi Çağlar: Staat und Zivilgesellschaft in der Türkei und im osmanischen Reich, Frankfurt: Peter Lang Verlag 2000; Islamic Enlightenment in the 18<sup>th</sup> Century, Schwerpunkt-Heft der Zeitschrift »Die Welt des Islam«, Bd. 36, Heft 3/1996, Leiden: Brill Verlag;

Abdelwahab Meddeb: Islam und Aufklärung. Theologen und Philosophen im Widerstreit um Tradition und Moderne, in: *Lettre International*, Sommer 2006, S. 17-20. Dass Papst Benedikt XVI. in seiner berühmten Regensburger Rede vom 12. September 2006 den Gegensatz Vernunft – Glaube (<http://www.br-online.de/papst-besuch/teaser-re-li/benedikt-vorlesung-uni-regensburg.xml?jsessionid=T0FXWNYXV0CIWCSBUKSSM4Q>) vor der Folie Christentum – Islam diskutiert, entspricht dem seit Edward Said diskreditierten Orientalismus insofern, als dort wie selbstverständlich das Christentum für Vernunft und der Islam für Unvernunft (d. h. Gewalt) steht. Schon Lessing hatte diesen Platonismus von Vernunft und Glaube bei Benedikt XVI. dadurch überwunden, dass er in seiner Ringparabel die Vernunft als innigste Eigenheit in Gott verstand. Mit seinem orientalistischen Dualismus von christlicher Vernunft versus islamischem Glauben fällt Benedikt XVI. weit hinter den christlich-islamischen Dialog seines Vorgängers Johannes Paul II. in Assisi 1986 zurück.

7 Vgl. kritisch zu diesem Begriff Stefan Durand: Grober Keil. Seit einigen Jahren kursiert in den Medien das Etikett »Islamofaschismus«, in: *Le Monde Diplomatique* (dt. Ausgabe), November 2006, S. 3.

8 Vgl. Karl W. Deutsch: The Trend of European Nationalism – the Language Aspect, in: Joshua A. Fishman, (Hg.): *Readings in the Sociology of Language*, Den Haag: Mouton, 1968, S. 98-606.

Drittens und am spannendsten für die gegenwärtige und europaweite Dynamik bei der Entwicklung der Migrantenmedien ist aber das Phänomen, das die Migrationsforschung, freilich abwertend, »Selbstethnisierung« nennt. Gesellschaftliche Dynamik gehorcht nämlich nicht (nur) einem Interaktionsmodell, nach dem einem ablehnenden Reiz durch die Mehrheitsgesellschaft als Reaktion ein abwehrendes Selbstbewusstsein der ethnischen Minderheit folgt oder folgen muss, sondern (auch) einem strukturellen Modell, nach dem sich eine Gruppen- oder Nationenbildung über Zeit ausdifferenzieren kann. Eine solche Ausdifferenzierung geschieht häufig und vor allem bei der formalisierten Herausbildung muttersprachlicher Grammatiken, Literatur und Massenmedien. Während es solche Prozesse historisch schon immer gab – man denke an die von Karl W. Deutsch beschriebene Dynamik zwischen nur sechs funktionsfähigen Schriftsprachen in Europa um das Jahr 1000 n. Chr. und 53 funktionsfähigen europäischen Schriftsprachen im Jahre 1937<sup>8</sup> – so gibt es mit der Variable »grenzüberschreitende elektronische Informationstechnologien« gegenwärtig einen historisch neuartigen Faktor, der eigentlich bekannte Ausdifferenzierungen erheblich dynamisiert

War der polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1890 auf Gedeih und Verderb gezwungen, sich muttersprachlich und medial nach spätestens einer Generation an die Mehrheitsgesellschaft anzupassen, so kann sich der türkische Migrant in Westeuropa heutzutage jederzeit über TV-Satellit und Internet muttersprachlich, musikalisch und kulturell seiner selbst rückversichern und kann damit eine für ihn typische Mediennutzung und -rezeption verwirklichen. Denn Mitglieder ethnischer Minderheiten bevorzugen eine identifikatorische gegenüber der eher informatorischen Mediennutzung der Mehrheitsgesellschaft. Das speziell grenzüberschreitende Moment der gegenwärtigen Medienrevolution erfasst selbstverständlich auch die migrantische Peripherie, und der typischen Phase von affirmativem Fortschrittsglauben zu Anfang der Migration in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts folgt gegenwärtig ein Infragestellen der Moderne, in der sich kulturelle Fragen in den Vordergrund schieben, die dann differenztheoretisch überwunden werden.

Auf ein weiteres Moment bei der Ausdifferenzierung gerade islamischer Massenmedien hat der Ethnologe Werner Schiffauer hingewiesen. Ausgangspunkt von Schiffauers Überlegungen ist der Gedanke, dass traditionell sowohl das Fremd- als auch das Selbstbild des Islam weitgehend von einer starken Betonung des Einheitsgedankens geprägt war: ein Gott, eine Gemeinde und eine offenbarte Schrift. Wurde diese Einheitsvorstellung bereits in Folge von Buchdruck, Telefon, Radio und Fernsehen brüchig, so brach jeglicher islamischer Einheitsgedanke in Folge von grenzüberschreitendem Satellitenfernsehen und Internet in sich zusammen. Nie war infolge der digitalen Medienrevolution die weltweite islamische Kultur vielfältiger und heterogener als heute. Islamische Massenmedien haben sich gegenwärtig weniger radikalisiert als sich vielmehr radikal neu restrukturiert und zwar in einer erstaunlich großen technischen, politischen, geographischen, kulturellen und grenzüberschreitenden Pluralität.<sup>9</sup>

Die Medien sprachlicher und ethnischer Minderheiten nehmen also in der Moderne nicht ab, sondern zu. Gerade weil Massenmedien sprachliche und kulturelle Identitäten abbilden, d.h. aber auch fixieren, festhalten und bannen, können sie wesentlicher Ausdruck davon sein, dass sich ethnische Bewegungen eher verstetigen als flexibilisieren. Sich selbst definierende Sprach- und Kulturminderheiten erleben wegen der Moderne – nicht trotz der Moderne – eine Renaissance, wie sie in der Vormoderne nicht denkbar gewesen wäre. Man denke an den bis vor kurzem kaum vorstellbaren Aufschwung ethnisch-nationaler Bewegungen in der Bretagne, Schottland oder Wales und den dauerhaften – gerade nicht schwankenden – erfolgreichen Einfluss vieler ethnisch-nationaler politischer Parteien in Europa.<sup>10</sup>

Sind inzwischen wegen neuer Technologien die Markteintrittskosten in neue Medienmärkte gesunken und lassen sich nun auch in kleinen Medienmärkten große Renditen erzielen, so gibt es überall in Europa eine Medienlandschaft für sprachliche und ethnische Minderheiten, deren Dynamik erst am Anfang steht. Unter der lukrativen Perspektive eines Ethno-Marketings übertragen privatwirtschaftlich begründete Minderheitenmedien einerseits das Kapitalprinzip auch auf die Sprachmärkte der Minderheiten, andererseits unterstützen sie deren dezentralisiertes Emanzipationspotential und untergraben so den Anspruch auf die kulturelle Hegemonie durch die Medien in den dominanten Sprachen. Beispielhaft sei hier auf friulisches TV in Italien ([www.nordest.tv](http://www.nordest.tv)), bretonisches TV in Frankreich ([www.tv-breizh.com](http://www.tv-breizh.com)) oder pakistanisches TV in London ([www.arydigital.tv](http://www.arydigital.tv)) verwiesen, und auch darauf, wie neuartig es für die Türkei ist, dass dort kurdische TV-Sendungen im staatlichen TV-Sender TRT seit August 2002 (freilich in sehr eingegrenzter Form) zu sehen sind.

Die politische Anerkennung und juristische Grundlage von Minderheitenmedien ist in den einzelnen europäischen Ländern sehr unterschiedlich. Auf europäischer Ebene ist hier vor allem auf die Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen des Europarates von 1998 zu verweisen. Politischen Handlungsbedarf gibt es vor allem dort, wo es den Gegensatz zwischen alten und neuen Minderheiten aufzubrechen gilt. Gegenwärtig folgt aus diesem Gegensatz eine Ungleichbehandlung von Minderheitenmedien, da die Medien der alten Minderheiten oft genau die staatlichen Subventionen erhalten, die den Medien der neuen Minderheiten verwehrt werden. Betreiben aus staatlich-offizieller Sicht Medien der alten Minderheiten positive »Brauchtumpflege«, so gilt die gleiche Tätigkeit von Medien der neuen Minderheiten als Beitrag zu einer negativ definierten »Parallelgesellschaft«. Einen weiteren Handlungsbedarf in der Medienpolitik wird es zukünftig über ethnische Quotierungen von Programminhalten im TV geben können. So kündigte der französische Minister für Gleichstellungsfragen Azouz Begag als Reaktion auf die militanten Protestaktionen französisch-algerischer Jugendlicher im Winter 2005 den Aufbau einer Datenbank an, die überprüfen sollte, ob französische TV-Sender ihrer sozialen Verpflichtung nachkämen, »die kulturelle Vielfalt der Gesellschaft auf dem Bildschirm zu spiegeln«<sup>11</sup>.

9 Vgl. Werner Schiffauer: Verborgene Gemeinsamkeiten von Ost und West. Die Medienrevolution hat auch die geistige Landschaft in der islamischen Welt gravierend verändert, in: Frankfurter Rundschau, 18. Juni 2002.

10 Vgl. Stephen van Evera: Primordialism Lives!, in: Newsletter of the Organized Section in Comparative Politics of the American Political Science Association. Jg. 12, Nr. 1/2001, S. 20-22; Sonia Alonso: Dauerhaft erfolgreich. Ethnisch-nationalistische Parteien in westlichen Demokratien, in: WZB-Mitteilungen, Dezember 2005, S. 31-33.

11 Zitiert nach Bennhold, Katrin: French Minister Urges Collecting Minority data, in: International Herald Tribune, 16. Dezember 2005, S. 3.

**Tabelle 1: Wichtige Minderheitensprachen im Vergleich von zwölf europäischen Ländern**

Land	Sprachen
Deutschland	Dänisch, Friesisch, Griechisch, Italienisch, Kurdisch, Portugiesisch, Russisch, Sorbisch, Spanisch, Türkisch
Estland	Russisch, Seto, Ukrainisch, Võro
Finnland	Arabisch, Estnisch, Romani, Russisch, Schwedisch, Sami, Türkisch
Frankreich	Arabisch, Baskisch, Berberisch, Bretonisch, Elsässisch, Flämisches, Katalanisch, Korsisch, Öl-Sprachen, Okzitanisch, Piemontesisch, Portugiesisch, Rumänisch, Spanisch, Türkisch
Großbritannien	Arabisch, Bengalisch, Chinesisch, Griechisch, Gujarati, Hindi, Punjabi, Türkisch, Urdu, Walisisch
Italien	Albanisch, Deutsch, Friulisch, Griechisch, Katalanisch, Ladinisch, Sardisch, Slowenisch, Türkisch
Österreich	Kroatisch, Slowenisch, Ungarisch, Türkisch
Polen	Deutsch, Jiddisch, Kaschubisch, Lemko, Litauisch, Rumänisch, Russisch, Slowakisch, Tschechisch, Ukrainisch, Vietnamesisch, Weißrussisch
Portugal	Mirandês, Ukrainisch
Schweiz	Kroatisch, Portugiesisch, Serbisch, Spanisch, Türkisch
Serbien	Albanisch, Chinesisch, Roma, Slowakisch, Ungarisch
Spanien	Arabisch, Asturisch, Baskisch, Caló, Galizisch, Hindi, Katalanisch, Portugiesisch

*Positive Differenz und migrantische Medien*

Diskriminierung ist nicht dasselbe wie Differenz. Und Differenz ist nicht einmal eine notwendige und schon gar nicht eine hinreichende Bedingung für die verschiedensten Spielarten von ökonomischer, politischer, sozialer und kultureller Diskriminierung. Und genau deswegen liegen die gegenwärtig in der Soziologie so beliebten kontrastiven Gegenüberstellungen von »Inklusion« (= positiv) mit »Exklusion« (= negativ) manchmal theoretisch wie praktisch-empirisch völlig schief. Entscheidend an einer gesellschaftstheoretisch normativen Einordnung von Inklusion und Exklusion sind die beiden Parameter Freiwilligkeit und Gewaltfreiheit. Wird Exklusion selbstbestimmt und friedlich propagiert und praktiziert, kann dahinter ein durchaus positiv zu wertendes Gesellschaftsmodell des Miteinander verschiedener Gruppen stehen.

Ein solches Modell der positiven Differenz möchte ich im Folgenden unter kurzer Bezugnahme auf inner-jüdische und deutsch-jüdische Theoriendebatten im 19. Jh. entwickeln (und will damit nebenbei

anregen und vorschlagen, die gegenwärtige deutsch-türkische Migrationsdebatte mit der vergangenen deutsch-jüdischen Debatte zu verknüpfen). Auf eine solche Vergleichsmöglichkeit hatte mich vor fünf Jahren zum ersten Mal ein deutsch-türkischer Jugendlicher aus Solingen in einer Gruppendiskussion aufmerksam gemacht. Damals sagte der 17-jährige Tulay über das Integrationsangebot der Mehrheitsgesellschaft an deutsch-türkische Migranten: »Und wie wurden in Deutschland die Juden angesehen? Hast du schon mal daran gedacht? Die haben sich doch total angepasst. Die sind für Deutschland sogar jubelnd in den Krieg mitgezogen und nachher wurden sie verarscht. Ab in's KZ.«<sup>12</sup>

In der Tat gab es ab der zweiten Hälfte des 19. Jh. im europäischen Judentum durchaus der Gegenwart vergleichbare Diskussionen über die eigene ethnische und religiöse Positionierung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft. Immens und verständlicherweise durch die Schoah verstärkt, aber eben empirisch dennoch unzutreffend, wird das historische Verhältnis der jüdischen Community zur deutschen Mehrheitsgesellschaft ex post heute fast ausschließlich aus einer Miserebilitismus-Perspektive gesehen, die lediglich die beiden Pole »Opfer von Anti-Semitismus« und »jüdische Emanzipation« kennt. Nicht nur bleiben bei einem solchen Dualismus viele Alltagsrealitäten des (auch) friedlichen Mit- und Nebeneinander von Juden und Deutschen auf der Strecke<sup>13</sup>, vor allem blendet eine solche Perspektive viele und kontroverse inner-jüdischen Debatten aus oder stempelt das so genannte orthodoxe Judentum als reaktionär und rückständig ab.

In der inner-jüdischen Emanzipationsdebatte gab es auf der einen Seite die Befürwortung extremer Assimilierungstendenzen durch den Frankfurter Rabbiner Samuel Holdheim (1806-1860), es gab aber auch einen Rabbiner wie Abraham Geiger (1810-1874), der Reformen nur wollte, »ohne aber den alten Stamm zu entwurzeln«<sup>14</sup>. Als Gründer der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums lehnte Geiger jegliche nationale Zukunftshoffnung für das jüdische Volk ab und setzte stattdessen auf ein durchgeistigtes Judentum. Im »Neuen Lexikon des Judentums« heißt es in diesem Kontext:

»Dass gerade während dieser Zeit um 1875 die Judengegner, aus ihrer extremen Ablehnung des jüdischen Aufgehens in Deutschland, die rassistische Ideologie des modernen politischen Antisemitismus in die Welt setzten, ist wohl kein Zufall. Von jüdischer Seite wurde jedenfalls gerade damals der Terminus ›Assimilation‹ in die Diskussion geworfen, dem anfangs, für ganz kurze Jahre, ein *positiver* politischer Begriffsinhalt zugeschrieben wurde. (...) Bald aber (...) scheinen die hebräischen und nationaljüdischen Journale sich dieses Wortes bemächtigt zu haben, und zwar als Objekt der Bekämpfung nicht nur der politischen, sondern auch der kulturellen und gesellschaftlichen Auflösungstendenzen der Juden in bezug auf die nicht-jüdische Umwelt. Seitdem diente tatsächlich ›Assimilation‹ als innerjüdisches Reizwort und kam nicht mehr für eine ernsthafte Klärung jüdischer Belange in Frage.«<sup>15</sup>

Um die Jahrhundertwende entwickelte sich dann eine Position des »Kulturzionismus«. Wichtigster Vertreter dieser Position war der Philosoph Martin Buber (1878-1965), der in seinen beiden Aufsätzen »Das Judentum und die Menschheit« (1911) und »Der Geist des Orients und

12 Zitiert nach Jörg Becker: Türkische Hip Hop-Musik in Deutschland, in: Mut. Forum für Kultur, Politik und Geschichte, Nr. 41/2002, S. 48.

13 Vgl. dazu methodisch wie inhaltlich vorbildhaft den Aufsatz von J. Friedrich Batzenberg: Zwischen Integration und Segregation. Zu den Bedingungen jüdischen Lebens in der vormodernen christlichen Gesellschaft, in: Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden. Jg. 6, Heft 2/1996, S. 421-454.

14. Zitiert nach Nachum T. Gidal: Die Juden in Deutschland. Von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik, Köln: Könenmann Verlag 1997, S. 199.

15 Jacob Toury: Emanzipation und Assimilation, in: Neues Lexikon des Judentums, Gütersloh: Bertelsmann Verlag 1992.

das Judentum« (1912) dringend vor einer zu starken Assimilation an die europäische Aufklärung warnte und einer »Jüdischen Renaissance« – so ein weiterer Essay von 1900 – aus sich selbst heraus das Wort redete.

Bubers Spät- und Hauptwerk, seine Kommunikationstheorie »Das dialogische Prinzip« (1954), konnte auf diesen frühen Vorstellungen des »Eigenen« und des »Anderen« als »Ich« und »Du« aufbauen. Bei Buber ist das »Du« nicht die projektive Verlängerung des »Ich« und eben nicht Teil einer »holistisch« konstruierten Vereinnahmung nach dem zeitgeschmäckerischen Motto »Jeder ist Ausländer«. Vielmehr gelingt der Dialog zwischen dem »Ich« und dem »Du«, dem »Einen« und dem »Anderen« nur dann, wenn beide Dialogeinheiten als voneinander getrennte Einheiten distinkt bleiben.

Zentral heißt es dazu bei Martin Buber: »Die Hauptvoraussetzung zur Entstehung eines echten Gesprächs ist, dass jeder seinen Partner als diesen, als eben diesen Menschen meint. Ich werde seiner inne, werde dessen inne, dass er anders, wesentlich anders ist als ich, in dieser bestimmten ihm eigentümlichen einmaligen Weise wesentlich anders als ich, und ich nehme den Menschen an, den ich wahrgenommen habe, so dass ich mein Wort in allem Ernst an ihn, eben als ihn, richten kann. (...) Ich sage Ja zu der Person, die ich bekämpfe, partnerisch bekämpfe ich sie, ich bestätige sie als Kreatur und als Kreation, ich bestätige auch das mir entgegen Stehende als das mir gegenüber Stehende. Freilich hängt es nun von jenem ab, ob zwischen uns ein echtes Gespräch, die zur Sprache gewordene Gegenseitigkeit aufkommt. Aber ist es erst so weit, dass ich den andern, als einen Menschen, mit dem ich dialogisch umzugehn bereit bin, so mir gegenüber legitimiere, dann darf ich ihm zumuten, dass auch er partnerisch handle.«<sup>16</sup>

Und mit diesem kleinen Rekurs auf Martin Bubers Kommunikationstheorie, Charles Taylors Theorie der Anerkennung<sup>17</sup> und Werner Schiffauers Überlegungen zu einer Theorie der kulturellen Differenz<sup>18</sup> fällt der Sprung zurück in eine Debatte über Migrantenmedien nicht schwer. Nur dann, wenn sich Migranten in den Medien der Mehrheitsgesellschaft wieder finden können und nur, wenn sie über eigene und selbst bestimmte Medien für sich verfügen, ist eine dialogische Kommunikation mit der Mehrheitsgesellschaft, ist eventuell auch Integration, denkbar. Funktionierende Integration gehorcht also einem Zweistufenprinzip – nur wer sich selbst (u. a. in Medienangeboten) positiv rückverichern kann, ist in der Lage, positiv auf den Anderen zuzugehen.

Dieses Dialog-Prinzip lässt sich durchaus auch empirisch nachweisen. Wie ich in einer Studie über die Fernsehnutzung deutsch-türkischer Migranten zeigen konnte, gibt es keinen empirischen Hinweis darauf, dass Migranten, die bevorzugt türkische TV-Programme gucken, integrationsfeindlich seien<sup>19</sup>. Ich nenne dieses Prinzip auch vernünftig und Wissenschaft ist die Vernunft geleitete Suche nach Wissenszuwachs und Erkenntnis. Und so gilt für diesen Vortrag das, was mit einigen Suren des Koran für die Wissenschaft insgesamt gilt: »Lade ein zum Weg deines Herren mit Weisheit und schöner Ermahnung; und streite« – das heißt diskutiere – »mit ihnen in bester Weise« (16:126). »Und er lässt seinen Zorn auf jene herab, die ihre Vernunft nicht gebrauchen wollen« (10:100).

16 Martin Buber: Das dialogische Prinzip. 4. Aufl., Heidelberg: Verlag Lambert Schneider 1979, S. 283 f.

17 Vgl. Charles Taylor: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung, Frankfurt: Suhrkamp 1993.

18 Vgl. Werner Schiffauer: Migration und kulturelle Differenz, Berlin: Büro der Ausländerbeauftragten des Senats von Berlin 2002.

19 Vgl. Jörg Becker und Nesrin Calagan: Türkische Fernsehnutzung in Herne, in: Karl-Heinz Meier-Braun und Martin A. Kilgus (Hrsg.): Integration durch Politik und Medien?, Baden-Baden: Nomos Verlag 2002, S. 75-102.